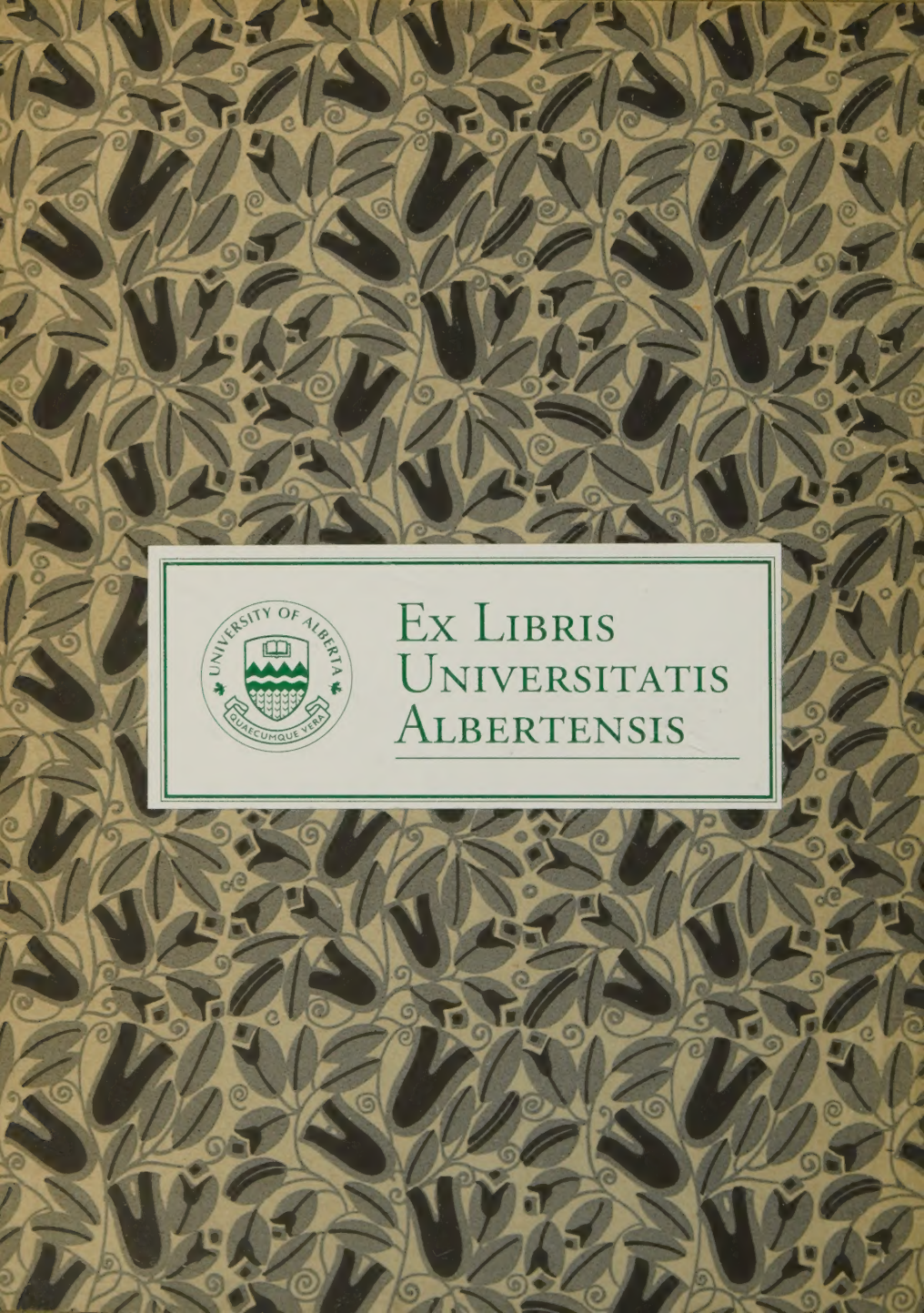
University of Alberta Library
0 1620 2259 8450

Thüringer Tagebuch

von

Friedrich Lienhard


UNIVERSITY OF ALBERTA
QUAECUMQUE VERA
EX LIBRIS
UNIVERSITATIS
ALBERTENSIS

Trude Gunkel zur Konfirmation!

Fritz und Helene Riemann

Bremen, d. 19. 3. 22.

Thüringer Tagebuch

Von

Friedrich Lienhard

Zweiundsechzigste Auflage

Stuttgart
Verlag von Greiner und Pfeiffer

Die Erstausgabe dieses Buches
:: erschien im Dezember 1903 ::

Druck von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

AUGUSTANA LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Inhalt

Erstes Buch: Elfenland

Seite

Gruß an den Thüringer Wald 3
Heiliger Hain 7
Kickelhahn und Schwalbenstein 10
Elfenland 19
Irmgards Lachen 24
Waldgedanken 28
Wetterleuchten 45

Zweites Buch: Weimar

Nachtgespräch im Park von Weimar 51
Weimar und Sanssouci 62
Ein Morgengang 77
Die vergessene Königin 87
Melusine 103
Goethes Einsamkeit 108
Abendgespräch mit einer Mutter 119

Gruß an den Thüringer Wald

Du vielglockige Rinderherde im Tal der wilden Gera, durch den Abend läutend wie die Wasser jenes raschen Wildbachs, in dem wir so oft und so lustig gewatet! Ihr Klänge der Elfenlieder, in anmutigem Neckspiel in mir nachhallend, als wäre der Wind den Thüringer Wald entlang gelaufen und hätte holdselige Erinnerungen aufgescheucht und zusammengetrieben zu melodischem Herdengeläut'! ...

Ihr Nebelgestalten, weißgrau anrauchend an den Venetianerstein, auf dem die Höhenwanderer Rast hielten, verwundert hinausschauend in die kochende, dampfende, wogende Tiefe, aus der sich kreisende Schatten erzeugten, emporwirbelten, auflösten: — Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, — Boten und Läufer des Rennstiegs, — Landgrafen der Wartburg, braunwangige Ritterfrauen, — singende Knappen, Federfilzhut auf leichtsinnigem Lockenkopf! ...

Ihr letzten verwitterten Himbeersträucher am Rennstieg, den wir entlang zogen mit nassem Schuhwerk und übertropftem Lodenmantel, mutterseelenallein wir zwei auf deinen Kuppen entlang, von Nord nach Süden, von Ruhlas Landgrafenschmiede bis zur Lutherfeste Koburg!

O Thüringer Wald, schön zu durchsingen im sommerlichen Blau deiner Gebirgskämme, schöner noch im Nebelrauch und Blätter-

fall und Rauhreif eines königlich-einsamen Herbstes! Sei mir gegrüßt, geheimnisvoller, wildschöner, unerschöpflicher Wald!

* * *

Ich lege dir hier ein Buch vor, lieber Leser, das wie eine Pflanze aus dem Thüringer Wald emporgewachsen ist. Sehr vieles darin ist im Stehen oder Gehen geschrieben worden, oder auf einem bemoosten Stein, oder in der Hängematte hoch oben im Harzgeruch der Fichten. Das Buch ist mir langsam zugewachsen.

Alles in diesem Waldbuch ist Gegenwart. Aber so weit gefaßte Gegenwart, daß sie auch die Vergangenheit und die Zukunft umspannt. Und alles in diesem Buch ist Erlebnis. Und meine Worte wollen dir zwar Plauderei und Fahrtverkürzung sein, vielleicht aber unvermerkt das Beste deines Daseins entzünden, mein Freund: Stolz, Tat, Tapferkeit — und eine große, weil eines unerschöpflichen Besitzes gewisse Ruhe.

* * *

Man erzählte mir von einem Kinde, das in einsamen Stunden fabulierend in die Luft griff und Phantasiegestalten als Gespielinnen herbeirief. Mit diesen luftigen Spielkameraden plauderte die Kleine, gab ihnen Namen, ließ sich von ihnen trösten und belustigen, saß lauschend und entließ sie, sobald die diesseitige Welt wieder ihr Recht verlangte. Hier betätigte sich geniale Kraft. Hüllen und Wände der Erde zertauten vor diesem Kindesblick; für sein Herz und Auge gab es nicht Diesseits noch Jenseits, nicht Vergangenes noch Zukünftiges: — alles war Gegenwart.

Warum sind wir ärmer als dieses schöpferische Kind? Die Fürsten und Minnesänger, die Edelfrauen, Dichter und Denker, die diesem Waldgebirge Seele gaben — sind sie denn tot? Kann Geist sterben? Kennt der Geist ein Heute, kennt er ein Gestern?

* * *

Waldwind rauscht auf ... Alles Verwunschene, alles Verhaltene, Stumme, Gefangene regt sich, rührt und hebt sich, haucht

her und seufzt auf: „Gib uns Erlösung im Sängerwort!“ Kommt denn, ihr Sänger! Wenn eines Sängers Königsruf wie ein Windstoß in den Wald fährt —

So reiten die Elfen
Und jubeln ins Hifthorn,
So beugt sich im Jagen
Das Völkchen der Halme,
So greifen die Büsche
Wie flehende Hände —
Tausend Gestalten umtanzen den rufenden Herrn!

Sonderbar und nicht auszumalen! Was für Gesichte überkommen dich im Sommerwalde, wenn dich die rechte Stunde begnadet! Wieder jagt ein Märchenkönig, wieder flüchtet ein verzaubert Reh. Aber das Reh war ehedem ein Königskind — es wird wieder ein Königskind sein, es wird als entzauberte Braut dem Prinzen zum Thron folgen, wenn er, Jagdvolk überholend, im tiefsten Farngrund sie gefangen und erlöst hat — er allein, allen Reitern voraus, fernab vom verhallenden Rüdengebell! Waldhinab, ängstigend und berauschend tost das dahin! Farbenblitze der Hoftracht — Federbüsche — abstabgestreiftes, fliegendes Barett — keuchender Pferde Flockenschaum! Und des Lederwerks scharrend Geräusch — das Flattern schlagender Schabracken — hartes Hufestampfen und helles Aufwiehern — — noch ein Geleuchte, Waldhornklang — vorbei!

War es ein Windstoß, der da den Wald aufblätterte? Alles still. Grillensingen, heißer Quendelduft ... Ich bin allein auf einer weltverlornen Lichtung.

Unmittelbar neben mir blitzt ein Bergwasser auf, war's dieser Wildfang, der mich soeben geneckt hat? Sprang der unbändige Gesell allen Gesetzen zum Schabernack aus seinem vorgeschriebenen Rinnsal und schoß in Koboldsprüngen vor meinen Augen waldabwärts? Ich sah ein Sprühlicht, sah etwas einspringen in krause,

verworrene Hecken, wie sich ein Wild kopfüber in Farnkraut stürzt, sah etwas sich ducken unter herabhangendem Wurzelwerk — es ist doch wohl dieser offenbar verzauberte Bach — er besinnt sich und verschnauft, er bildet zaubernde Kringel — und dann schäumt er aufs neue, flötet und gurgelt und quirlt zwischen den Lichtflecken der Moostannen waldhinunter über den Fels ins Ilmtal ...

Aber in seinem Waldlied ist ein Mollton ... vernehmt ihr den klagenden Unterton? Hört ihr die gebannten Laute, die aus diesen vergessenen Wäldern heraus möchten in unsre blanke Sprache?

O Muttersprache, klangschön und stahlgeschmeidig, komm wieder und hilf uns Herzen erfreuen! Hülle dich wieder in deine keuschen Gewänder, setz' deinen edlen Eichkranz wieder auf — wie eine Seherin und weiße Jungfrau, wie eine Königstochter tritt hervor aus der deutschen Waldung und walle durch ein geheiligt Land!

Du aber, mein Wald, Hochburg guter Gedanken und goldener Melodien — mit Orgelstimme rausche du hin durch Deutschland! Tu auf dein Zaubertor, tu auf deine Geheimnisse!

Thüringer Wald, sei mir gegrüßt!

Heiliger Hain

Niemand ist je allein. Mannigfaltige Menschen und Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit berühren ihn mittelbar und unmittelbar, formen an seinem Wesen und bauen an seiner inneren Welt. Nur die Art, wie diese einschimmernden Dinge auf unsre Seele wirken und aus ihr zurückleuchten, ist unser ganz persönliches Eigentum.

Wer sich wahrhaft bereichern will, der greife nicht nach den Dingen selber. Er lasse deren Sinn und Wesen in sich einscheinen. Er fülle sich mit den Strahlen der Frauengüte und nehme reines Mädchenlachen in seinen Besitz auf; er lasse sich elektrisch laden vom Heldentum ringender Männer; er nähre sich an der Sommerschönheit oder am Wintertrotz einer Landschaft — und er besitzt das alles wirklich und wahrhaftig, weil er es künstlerisch und geistig besitzt.

In einer Thüringer Gartenhütte, am Rande des Ilmtales, träum' ich diesem Gedanken nach. Immer wieder durchflutet er mich wie eine Entdeckung. Nicht dort, nicht „dann, wenn", nicht „wo du nicht bist" — ist dein Glück. Da in dir drin, da in dem allerunmittelbarsten Bereiche deines Willens, in jedem Atemzuge, greif doch nur zu, kraftvoll-herrlich ist ja die Erfüllung da! Nimm dir Zeit, Wanderer, der du herkommst vom Gebirge, atme tief auf, freue dich mit mir: die Gottheit ist in unserer Gartenhütte zu Gast!

Das Paradies ist nicht verloren, die goldene Zeit ist nicht dahin — das Paradies ist ein Zustand! Sorge nur, daß du eintretest in diesen Zustand, und du kannst in jeder Sekunde und überall im Paradiese sein!

Was für ein Aufatmen! Wie einfach diese Entdeckung! „Du!" Wer ist dies „Ich" oder dies „Du"?

In jedem von uns ist eine Kammer des ureignen Selbst. Da drinnen sind wir mit uns und mit der Gottheit mutterseelenallein. Keine Zufälligkeit des Alltags, nur unser eigenstes Ich vermag in diesen heiligen Hain einzutreten. Durch ihn gehen wir hindurch und ihn behalten wir, wenn wir sterben. Nur die Wirkung — das Wachs, den Duft, den Honig von allen irdischen Erlebnissen heimsen wir ein und tragen es in diesen heiligen Mittelpunkt unseres Wesens. Für viele ist dieser Garten ein verwahrlost Paradies. Für uns aber die Heimat.

Tiefglücklich schaue ich in einen thüringischen Sommermorgen. Von Berg zu Berg, über die raschen Wasser der Ilm hinüber, fliegen Sonnenlichter, Schwalben und Schmetterlinge und spinnen ein Goldnetz über das schöne Tal. Am Boden flimmert und flüstert das gestreichelte, tauschimmernde Wiesengras. Wenn die Morgenwinde talherein laufen, sich helläugig und wildlockig umsehen, wie raufluftige Buben, und Fang spielen wollen mit allem, was da irgendwie beweglich ist, so schütteln sich die Stengel der Halme und spritzen durchleuchtete Kügelchen ab. Und die Erlen und Weiden rauschen leis und langsam auf, und die zarten Netze der taufeuchten Spinngewebe schimmern in allen sieben Farben des Sonnenlichtes. Es geht ein Singen über die Wiesen.

Man möchte mit beiden Händen hineingreifen in die Goldlüfte, die da mein Gartenhaus umfliegen, man möchte sich aus diesen weißgoldnen Stoffen ein Lichtgewand fertigen.

Hört ihr den tiefen, summenden Glockenton der betenden Erde? Denn all dies Emporbrängen zum Sonnenlicht ist ein Gebet. Und ich in meiner umgrünten Laube kann nichts weiter tun, als mitzuwachsen und mitzubeten.

Von Kopf zu Fuß umfließt mich ein starkes Gefühl wohliger Verinnerlichung. Goethes Iphigeniewort:

„Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" —

ist heute mein Eigentum. Der Kopf wähnt sich nicht mehr Alleinherrscher, er merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus dem Körper; und der Körper merkt, wie sehr er Kräfte saugt aus Glanz und Duft dieser atmenden Sommerwelt.

Aus dem Hause klingt ein lichtes Mädchenlachen. Rote Federbetten hangen in weißen Fensterrahmen und leuchten grell und froh durch das grüne, verwilderte Gärtchen her. An jenem Lachen, an einem fernen Pochen im Dörfchen, an einigem Hähnekrähen kann ich abmessen, wie still und träg die Luft rund herum lastet und glüht.

Wie sanft glimmt nun in meines Wesens Gründen das Feuer der Sehnsucht! Schneeweiße Zirruswölkchen ziehen hoch oben durch das Blau meiner Lebenslandschaft. Die Berge stehen wie Altäre des Dankes. Jeder Pulsschlag ist vernehmbar und bildet die Uhr in dieser großen Stille; jede Sekunde empfind' ich dankbar als ein Tröpfchen der Ewigkeit. Säß' ich so einhundert Jahre, wie der Mönch von Heisterbach, und lauschte so hinaus, ich glaube nicht, daß ich müde würde.

Vor mir liegen Briefe und Papiere. Links lädt es mich ein zu gesammelter Arbeit in einer thüringischen Residenzstadt; rechts lockt mich die Möglichkeit weitläufiger Weltreisen.

Wie entscheid' ich mich? Wie weiter? Seßhaftigkeit oder Fernfahrt? Wird es mir gelingen, beides zu verbinden: Einkehr und Umschau?

Kickelhahn und Schwalbenstein

An einem Sommerabend, der durchflutet war von einer schräg hereindringenden Fülle von Sonnenlicht, stieg ich langsam einen Thüringer Waldberg empor. Unter mir, noch ganz nahe, lagen die schieferblauen Dächer von Kammerberg-Manebach. Hohe, schwarze Wälder stehen um das Dorf; die Felder über Manebach sind durchsetzt mit vielen Buckeln, Flecken und Wegen; im Wiesentale rauscht die rasche, helle Ilm.

Es war heiß im Tale, kühler im Walde. Ich nahm die weiße Sommermütze ab, atmete tief auf und ging noch langsamer als zuvor.

Anmutige Lichtflecken durchschimmerten den Tannenforst. Das tiefe Wanderlied der Ilm hob die Stille hier oben nur noch mehr hervor.

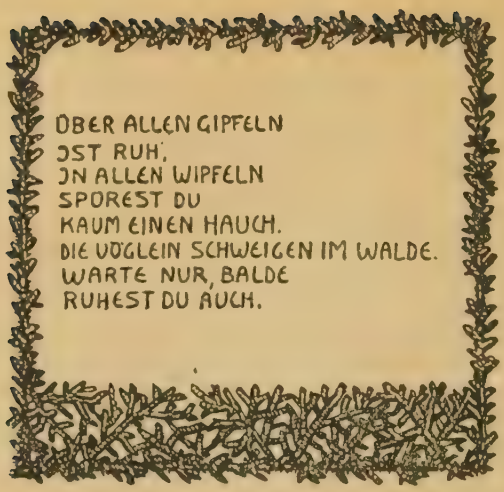
An mancher Lichtung schaut man in Täler. Eine blasse Röte quoll mehr und mehr aus geöffneten Toren des Westhimmels. Reiter sprengten heraus, Helme blitzten, Walküren kamen herab. Ein mildes, weites Licht breitete sich über alles Land, hängte sich wie Schaum an alle Bäume und Hügelränder, beseelte die ganze Welt. Lichtempfindliche Menschenherzen, lebensvolle Pflanzen und alles wilde Getier taten dieser herabgestiegenen Helle den Sinn auf, ließen sie ein, schauten dankbar den immer kühleren und immer

farbigeren Himmel an. Und wenn ein Vöglein im Tannenwald wie verzagt etwas zwitscherte, so waren es gemilderte Laute innigen Dankes für einen bunt durchflogenen Tag, so war es ein unwillkürlich melodisch gewordenes Hinüberträumen in den unbewußten Zustand der Nacht.

Wer mit einem leichtschwingenden Herzen leidvoll begnadet ist, mit einem Nervengeflecht, das durch Leidenschaft und Kämpfe verfeinert worden, dem setzen sich solche sanft glimmende Leuchtabende mit all den Erlebnissen eines tönend und glühend vorübergegangenen Tages in Musik und Dichtung um, in sehr feine und verinnerlichte Dichtung von eigentümlich wehmutschönem Wohllaut. Es ist ein melodisches Zusammenklingen von Dank, Zuversicht und Heimweh. Du bist voll von einem reichen Siegesgefühl, aber du fühlst auch die Wunden des mühsam durchkämpften Tages. Werktägliches Glück ist dir in Stücke gegangen, aber ein feiner geartetes und nicht erwartetes Glück tritt nun auf Strahlen des Geistes zaudernd in deine Welt ein.

Drüben erhebt sich der umwaldete Schwalbenstein, auf dessen Gipfel einst Goethe an seiner „Iphigenie" geschrieben. Vor mir liegt der Kickelhahn, zu dem ich von Kammerberg aus langsam emporsteige. Wir sind hier in Goethes Revier, der aus Ilmenau oder aus „Manebach beim Kantor" manchen Brief an Frau von Stein gesandt hat. „Zwischen Gebirg und Fichtenwald" hat er hier „in des Kantors Gärtchen" gesessen und für die geliebte Frau gezeichnet (1777). Und immer wieder, bis zu seinem letzten Geburtstag, verwob sich gerade diese Gegend mit Goethes Leben, Lieben und Schaffen.

Um eine „Iphigenie" zu vollenden, diesen edlen Gesang von der Läuterung eines heißen Jünglingsherzens durch stärkere Frauengüte, muß man in den Sommer stillen Reifens eingetreten sein. Auf dem Gipfel des Aufstiegs erwartet dich zuletzt ein einfach Bretterhäuschen, kein Prunkschloß, ein einfach, aber weitschauend Bretterhäuschen, woran die schlichten, schönen Worte des Abendliedes geschrieben stehen:



Die Fichten am Wege stehen ungebeugt und aufrecht, mit gepanzerten Stämmen. Lichte Buchen, oft nur strauchhaft klein, mit leicht erzitternden Blättern, sind hier und da in diesen dunkel-ernsten Wald geraten, als hätten sich scheu lachende Mädchen zwischen heerhaft aufgestellte, bewegungslos finstere Reihen von Kriegsmännern verlaufen. Manchmal ist ein Ausblick möglich auf Rodungen und Waldplätze. Und plötzlich, umwacht von betagten Fichtenstämmen, rauhbehaart wie die Recken aus Hildebrands und Hadubrands Zeiten, wuchtet unmittelbar neben dir die Porphyrmasse des Hermannsteins.

Man geht einen kleinen Weg hinüber und entdeckt eine nicht sehr große Höhle, breiten Rachens und engen Schlundes, wie geschaffen, einem breitköpfigen Drachen gefahrvoller Urzeit zur eben ausreichenden Behausung, zur rückendeckenden Beschalung zu dienen. Alles rund herum ist bemoost und bewachsen mit krummen Stecken, Wurzeln und Rasenfleckchen. Aber am Eingang der Höhle, rechts und links, überraschen zwei friedliche, beruhigende Erztafeln mit Goldbuchstaben. Der alles mildernde Goethe, dieser Sohn einer

geistigeren Sphäre der Erdentwicklung, hat dort Strophen auf Frau von Stein anschmieden lassen, auf Frau von Stein, die so entscheidend in sein Wachstum eingegriffen hat, so daß erst durch ihre Einwirkung der Dichter jener Mann bewußten Stilleseins geworden ist, als den wir ihn verehren.

So steht zwischen Schwalbenstein und Kickelhahn sinnig der Hermannstein mit folgenden scheu verhüllenden Dankworten:

„Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Felsen vertrau' ich es an, damit es der Einsame rate,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt."

Der Herzensbund zwischen dem großen Dichter und einer um etliche Jahre älteren, öfters kränkelnden Gattin, Mutter und Hofdame, die ihn auf entscheidender Lebensstufe lehrte, was „sich ziemt", blieb nicht ohne schroffe Trübung. Aber sie fanden sich zuletzt wieder, auch nach dem schwersten Bruch, zu gemilderter Freundschaft. Noch kurz vor ihrem Tode bat sie, die Leichenträger möchten einen Umweg nehmen und nicht an Goethes Haus vorüberziehen; sie wollte ihm diese Gemütserschütterung ersparen. Seltsam und wie magisch, wie in mystische Tiefen hinabreichend, war dies fördernde Verhältnis zwischen den beiden, die an eine Art Seelenwanderung behufs immer höherer Vergeistigung glaubten, so daß Goethe seiner Freundin den Vers schrieb:

„Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ja, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Der Wald wird wirrer und enger. Zwei barfüßige kleine Mädchen mit Tragkörben haben mich überholt; sie bringen ihrem Vater, einem Waldarbeiter, die Mahlzeit. Nicht weit vom Wege sehe ich sie wieder; sie haben die Körbe abgestellt, nehmen mit Vorsicht Geschirre heraus, und der stirnwischende Vater nebst einem anderen Manne lassen sich zum Essen ins Waldmoos nieder.

Der Weg ist mit frisch geschälter, unter den Tritten knisternder Tannenrinde dicht belegt; eine Anzahl sauber zurechtgeschnittener Stangen liegt in der Nähe. Es duftet nach Harz.

Noch einige Plankenstufen, noch einige Schritte rechts und wieder links hinauf — und da steh' ich vor dem Goethehäuschen. Das frühere Hüttchen, an das der Dichter jenes Lied geschrieben — am Abend des 2. September 1783 — ist 1870 abgebrannt; ein neues, in derselben Art, steht an derselben Stelle. Die Hälfte des Reizes ist also verflogen. Aber der Wald hält uns schadlos.

Und dieser Wald ist anders, als man ihn erwartet. Wohl breitet sich auch heute die durchsichtig dünne, rötlich blasse Luft eines Sommerabends über das beruhigte Land. Über allen Wipfeln ist Ruh' — auch heute. Aber die Fichten auf dem Kamm dieses Berges reden von erlebter Unruhe eine beredte Sprache. Sie sind ungewöhnlich wetterzerzaust, sie sind behangen mit borstigen Flechten, sind schiefgeblasen und oben dünnästig, manchen ist die Spitze weggerissen oder verknorpelt, und ich entdecke sogar, unmittelbar vor dem Bänkchen, von dem aus man ins Waldtal schaut, Spuren eines Windbruchs. Gerade dieser Gipfel ist offenbar sehr den Stürmen ausgesetzt. Über den ganzen Kamm hin, wie ich beim Weitergehen merke, streben die Stengel des flechtenüberwachsenen Baumwerks nach Osten, wie wegflüchtend aus dem Bereich des Westwinds; und doch stehen diese grauen Tannen knorrig, trotzig und hart, erprobte Männer. So in der Tat, ja, so und nicht anders muß für uns zurückschauende Söhne der Gegenwart ein Berggipfel aussehen, auf dem das berühmteste deutsche Abendlied vom größten deutschen Dichter erlebt worden. Es ist kein behagliches Wachsen auf diesem Berge; der Weg deutscher Kultur und das Wachsen des einzelnen tieferen deutschen Menschen ist mühsam. Aber wir steigen auch höher als die andren, wir sind noch lange nicht zu Ende, wir haben der Welt noch viel zu sagen.

Ein Steinturm steht etwas weiter im Wald. Von seiner Spitze läßt sich ein schön Stück Thüringer Land überschauen, wasserblau an den zarten Bergrändern des Horizontes, gründuftig in den nahen

Tälern, vielfarben, braun, rötlich und weiß dort, wo sich Städte, Dörfer und Felder wie Flickwerk zwischen das Waldland legen.

Hier ist Deutschlands schönes Herz! Die geistige Geschichte Thüringens ist die Geschichte deutscher Kultur. Was für Taten des Gemütes geschahen auf diesem Thüringer Boden, von Walther und Wolfram und Ofterdingen bis zur heiligen Elisabeth, zu Luther und den Dichtern Weimars! Im fernen Norden entdeckt man noch die Wachsenburg, westlicher den hohen Inselsberg, den Schneekopf, den Adlersberg, den Fuchsturm bei Jena, die Leuchtenburg — wie abwechslungsreich Tannenwald und Laubwald und bebautes Feld dieses lieben Thüringer Geländes! Und in all das empordrängende Leben eines jungmännlichen Junimondes hinein, gleichsam herunterrieselnd aus allen Wipfeln, nisten sich die milden Luftfarben des lautlos zerfließenden Tages ein und verklären dein abendlich Träumen.

Ich gehe immerzu rund auf der Turmfläche herum. Nach Erledigung der äußeren Orte und Namen, mit Hilfe der Weisungstafel, fängt das tiefere Empfinden zu suchen an. Wo hinaus liegst du, meine Heimat? Dort im Südwesten? Rund herum in Deutschland? Überall, wo treue, tiefe, warme Herzen sind, mit denen ich gleiche Geistessprache rede? Immer an schönen Abenden und auf einsamen Waldeshöhen nimmt uns dies unbestimmte Heimweh auf breit und ruhig ausgestreckte Flügel. Bleib mir treu, gewaltig Heimweh! Meine beste Kraft du, mein tiefstes Glück, bleib mir treu!

Bleib mir treu, gewaltig Heimweh!
Lilie, meiner Brust entblühend,
Strahlendünn durch alle Drangsal
Dringend in das ew'ge Licht!

Wenn ich tot bin, will ich wandern!
Wie ein zartes Sonnenstäubchen
Seinen Lichtstrahl aufwärts wandert,
Will ich heim ins ewige Licht!

Solang' ich aber im Körper bin, möcht' ich durch das Schaffen und Sorgen der Menschen wandeln wie eine Stimme des Waldes.

Nur als Geist möcht' ich unsichtbar, aber wirksam durch dies neue Jahrhundert gehen, unbehelligt in meinem äußern Tun, am Gepräge des Jahrhunderts entscheidend mitschaffen, innig befreundet wenigen, geliebt von vielen, freundlich zu allen. Nur Schall eines Waldhorns möcht' ich sein, gleichwie vom verzauberten Barden Merlin nichts übrigblieb als die Stimme, die seltsam schön und mahnend durch Wälder und Herzen ging. ...

Doch hinunter zu Menschen! Auf grüner Hochfläche steht ein weimarisch Jagdhaus und nahe dabei das Waldwirtshaus „Gabelbach", bekannt durch seine dichtende Tafelrunde. Hier sind wir in der muntren Welt der Sommerfahrer; Wandrer sitzen an Tischen, schlürfen ihr Getränk und bedichten ihre Karten. Alles ist in anmutiges Grün gehüllt; wehende Grasflächen umschimmern das Haus. Und in den Fenstern da unten, im äußersten Ilmenau, sitzen Abendlichter, und ein Teich schimmert herauf ... Ilmenau!

„Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste!
Entfaltet mir die schwer behangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein."

Goethes berühmtes Gedicht, das eine Lebenswende kennzeichnet, klingt an. Und unter den vielen Bildern der Gaststube finde ich ein anziehendes ernstes Bildnis der Frau von Stein ...

Wir sind hier in der Nähe von Stützerbach, das man durch das Rabental leicht erreicht. Goethe und Karl August haben in dieser Gegend ungeklärte wilde Tage verlebt. Aber ebenfalls hier wurde in jenem Bretterhüttchen, wie in einer besinnlichen Klosterzelle, das berühmte Abendlied gedichtet, und gleich tags darauf das große Bekenntnis „Ilmenau".

„... Wie dank' ich, Musen, euch!
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!

Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt.
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen ..."

* * *

Am Tage nach diesen Stunden auf dem Kickelhahn brachte mich ein ähnlicher Abendgang nach dem Schwalbenstein. Steil den Fichtenberg hinan, oft ausgleitend auf dem glatten Nadelboden; dann auf ebenem Grasweg zu verwitterten Tränktrögen; und wieder steil hinan zu „Berthas Quell", der mich erfrischte, und vollends zum nahen Felsen. Hier hat einst, in dem damals hier stehenden Häuschen — jetzt ist noch eine Schutzhütte vorhanden — Meister Goethe „sereno die, quieta mente", bei heiterem Wetter und ruhigem Herzschlag, an einem einzigen Tage (19. März 1779) den lang hinausgeschobenen vierten Akt der „Iphigenie" gefunden.

Iphigenie, wie sie in Feuerbachs edler Gestaltung weißgewandig am Ufer träumt, das Land der Griechen mit der Seele suchend, ist eine symbolische Gestalt. Niemand wird sie vergessen, der jemals so „am Ufer" stand und nach seiner „Heimat" Ausschau hielt. Die ganze Erde ist ein skythischer Strand; etwas von Feuerbachs Gestalten — „Poesie", „Medea", „Iphigenie" — ist in uns allen.

Goethes dichterische Tätigkeit an dieser Stätte ist durch eine Erztafel am Felsen mitgeteilt. Derartige Tafeln mit dichterischen Worten sollten häufiger in deutschen Waldbergen eingeführt werden. Man hört da mitten im Walde gleichsam eine Geisterstimme aus höherem Reich, zumal wenn man allein wandert und zum Sinnieren Zeit hat. Feierliche Stille fehlt nicht in diesem Dom; es wandert sich ja ohne Geräusch auf dem braunen Nadelteppich.

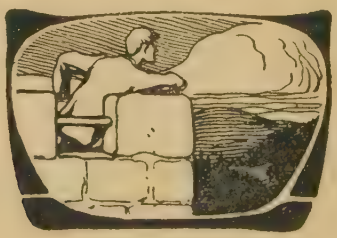
Die Tafel enthält die bekannte Stelle aus der ersten Niederschrift der „Iphigenie":

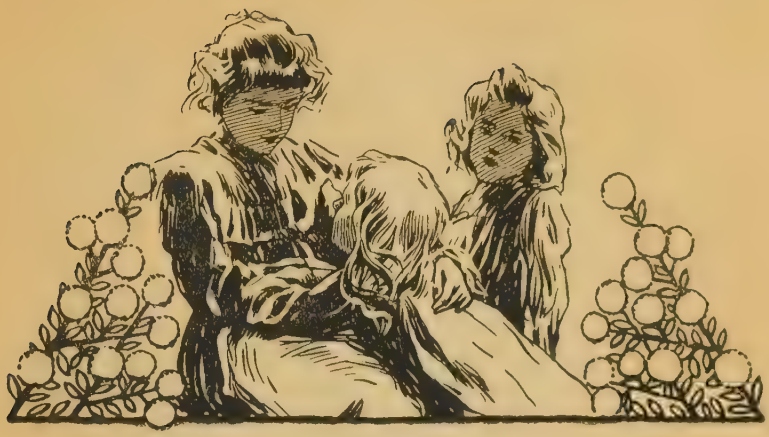
„Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund."

Ja, man muß stolz sein können auf die Mithilfe seiner Freunde. Gegenseitige Achtung, durchwirkt von Goldfäden lauterer Herzenswärme, hebt und veredelt beide, Geber und Empfänger. Wer gibt, wer empfängt? Beide. Und beide werden im Austausch nur immer reicher. Man weiß gar nicht und kann nie ausrechnen, wieviel Bestes in uns erst im Strahlenbereich der Liebe und der Freundschaft die Schollen lockert und herausblüht. Freundschaft ist ein Talent der Männer, ist eine männliche Ergänzung zur weiblichen Liebe. Die Erztafel am Schwalbenstein grüßt hinüber zu den Erztafeln am Hermannstein; golden sind die Buchstaben dort und hier.

Sereno die, quieta mente stand ich im Hüttchen des Schwalbensteins und schaute hinab ins Ilmtal, hinüber in den hellgrünen Wald, dankbar treuer Freundesherzen gedenkend. Niemand ist je allein. Noch einmal: Niemand, der wahrhaft Leben in sich hat, ist je allein. Man m u ß ja ausstrahlen seine Eigenart und Fremdes an sich ziehen, einsaugen oder abstoßen — darin besteht der Lebensprozeß. Freunde und Herzensverwandte, ebenso wie Gattin und Kinder und wodurch sonst noch Liebe entwickelt wird, helfen mit am Gewebe der Weltvergeistigung, die unser köstlicher Menschenberuf ist. —

Diese Rückschau auf die zwei ersten Abende, die ich auf den umliegenden Höhen verträumt, schreib' ich an heiter bewegtem Junimorgen in meiner Kammerberger Gartenhütte, gleich am Anfang des Dörfchens, im Rauschen der nicht weit entfernten Ilm, mitten inne zwischen Schwalbenstein, Hermannstein und Kickelhahn — also mitten inne zwischen Freundschaft, Liebe und Höhenfrieden.





Elfenland

Und nun nimmt mein Träumen ein Ende oder fliegt in eine nähere Welt. Drei kleine Freundinnen, halberwachsene Mädchen, kommen in meinen Bezirk gelaufen. Und mit ihnen die lebensprühende Mutter, die Jüngste von allen vieren.

Wenn ich diese Mägdlein als „Elfen“ oder „Engel“ vorstelle, so will ich das weder als verzücktes Werturteil noch als spielerische Zärtlichkeit aufgefaßt wissen. Der Kosename hat in diesem Falle Bedeutung.

Wenn irgendein menschlich Wesen irgendwann entscheidend auf deine innere Welt wirkt, so kannst du ruhig zu hohem Vergleiche greifen und dankbar von „Engel“ oder „Elfe“ oder „Göttin“ sprechen. Glaube mir, wenn du den Weltgeist in Stunden der Not bitten würdest, daß er dir einen Geist oder Engel aus Regionen des Jenseits sende, er wird deine Bitte in der gehofften Weise schwerlich erfüllen. Aber eine Kinderstimme schlägt vielleicht in diesem höchstgespannten Augenblick mit einem unscheinbaren Alltagswort an dein Ohr; ein Brief mit scheinbar ganz anderer Angelegenheit kommt an; ein wertvoller Mensch tritt in deinen Gesichtskreis; ein gutes Buch fällt dir

auf: — so zeichenredet der Weltgeist. Er antwortet dir in den Formen der Erde. Denn es ist eine Sage, daß die Götter tot seien. Ebenso wie die wehleidige Sage von der entschwundenen „goldenen Zeit“ nur einem kummervollen Zeitalter entsprossen sein kann. Die Götter und Engel sind unter uns.

Meine drei Elfen sind irgendwelche Töchterchen irgendwelcher lieben Freunde. Diese alle befinden sich hier in der Sommerfrische.

In Mädchen dieses blühenden Alters flimmern zwar schon alle Reize künftiger Weiblichkeit; aber allmächtig ist noch ihr poesievoll unbefangener weltvergoldender Kindersinn. Der Sopran ihrer Stimmen ist voll Herz und Seele. Alles an diesen springfedrigen Geschöpfen setzt sich in Lachen um; das Leid ist ihnen nur ein Atemholen zu neuer Freude; der Werktag nur ein Umweg zum Sonntag. Regentropfen des Verdrusses werden vor Abend noch Tautropfen der Freude. Man darf noch Blond-Irmgards Zopf läuten (ihr Auflachen ist dann der Glockenschall), man darf der aufgeschossenen Zweiten und der silberstimmigen Jüngsten Händchen anfassen und mit ihnen über Stock und Stein springen — kein lähmendes „Es schickt sich nicht“ zerreißt die Poesie dieser Unbefangenheit. Wie kommt es nur, daß dies Völkchen so leicht lacht? Hat sich dies Feuer bei uns Älteren ins Innere zurückgezogen? Diese unverkünstelten Kinder erziehen uns Große in unserem leicht verdorrenden Gemütsleben ebensosehr, wie wir sie erziehen. Und das Schönste an ihnen ist, daß sie gar nicht wissen, wie lieb sie sind.

Wir sind schon manch liebes Mal beutemachend miteinander durch unsere kleine Welt gezogen, nicht wahr, Kinder! Wißt ihr noch, wie sich eine wunderlich krumme Weide an jenem Waldrand als „Frau Tante“ vorstellte? Ihre drolligen Wurzeln waren eingefroren ins Eis, und wir nannten den verbogenen Baum „Tante“, weil sie besorgt vorgebeugt den Finger hob und vor Tollkühnheit warnte: „Kinderchen, das Eis ist glatt!“ Es war ein norddeutscher Schneemorgen; es war ein Wintertag am stahlblanken Meer. Das verzagte Kleinste ward in die Mitte genommen, weil sie dem absonderlichen Wasser, auf dem man so ohne weiteres herumstampfen

konnte, noch nicht traute — und dann wie ein Eiswind über die gläserne Fläche! Die Wangen wurden rot, Atemwölkchen rauchten aus dem Munde, ein Rufen und Lachen hinterher ... Und jenes andere Mal, in stockdunkler Winternacht, in den heiligen zwölf Nächten, wo es ohnedies nicht geheuer ist, jener halsbrecherische Weg hinter den Stadtgärten hin — es war eine Forschungsreise durch Grönlands unentdeckte Eiswüsteneien! Wir waren Nordpolfahrer Nansen samt Anhang; Eisbären schnupperten in der Nähe; offene Wasser waren zu durchqueren — mit knapper Not landeten wir an der Eskimoküste und hielten in einer Tranhütte Einkehr ... Und dann wieder die Pilzsuche in den Buchenwäldern des Spätsommers, die goldgelben Pfifferlinge, der braune, dicke Steinpilz, der duftige Champignon ... Und eure gern gespendeten Dreigesänge, wenn ihr euch mit Mütterchen ins Waldgrün stelltet und wie Amseln und Nachtigallen herausjubiliertet ... Dann der Heimweg aus den schweigenden Abendwäldern, wenn die leiseren Gespräche der Großen sich vertieften, wenn das blaue Weltall mit seinen tagsüber vergessenen Sternen ganz nahe sich über uns auftat, wenn die Gebirge der Mondinsel herübergrüßten — — wißt ihr noch?! ...

Eindrücke unverlierbarer Art haben wir aus Eldorado heimgebracht. Wir behalten sie bereichert in Besitz. Diese Wirkungen sind das wahrhaft Wertvolle. Raffael hat das vergängliche Mägdlein Fornarina, das ihm Modell stand, in eine unvergängliche Madonna verwandelt: sie wirkte auf ihn als Madonna. Goethes Frau von Stein, eine weimarische Hofdame, steht als Priesterin Iphigenie vor unseren Herzen: sie wirkte auf Goethe in entscheidenden Jahren als Priesterin Iphigenie. So sind mir diese Kinder Elfen geworden, lösende, lachende, schattenverscheuchende Elfen.

Die Treppe zum Grasgarten hinaufsteigend, sehe ich nun den Kinderschwarm im nahen Fichtenwalde spielen. Auch andere kleine Sommergäste sind dabei. Es ist Sonntag; sie haben ihre weißen Kleider an. Die lebensvolle Mutter der Elfen leitet die Spiele. Es sieht sich von hier aus an, als hätte sich ein Farbengedicht von Böcklin oder Hans Thoma ins Leben gedrängt, aus dem Rahmen

heraus. Am braunen und dunkelgrünen Hintergrunde des Dämmerwaldes heben sich stark ab diese laufenden, lachenden, huschenden — Lichtpunkte, möchte man sagen. Ihre Sonntagskleidchen fliegen wie weiße Wölkchen, das offene Haar raucht hinterher.

Mit Reigentanz und Händeklappen singen sie:

„Ringel, Ringel, Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbusch,
Machen alle Husch, Husch, Husch!"

Der Holunderbusch aber ist Frau Holdas Baum, der seit uralter Zeit an jedem Bauernhause steht, im Scherbenwinkel heute, nimmer gewürdigt wie früher; und die drei Mägdlein sind die Schicksalsgöttinnen, deren Gewebe uns immer umtanzt und umspinnt — wie i h r hier tanzt. So spielt uralter Glaube ins nahe Kinderlied.

Hier ist Elfenland! Ich bin Gast im Elfenland und begehre nur dies eine: zuschauen zu dürfen. Und begehre, da Tätigkeit unseres Lebens bester Teil ist: dieser Dinge Abglanz nachgestalten zu dürfen in künstlerischen Worten. Gold möcht' ich schürfen aus dem Porphyr der Thüringer Berge, wie einst venezianische Bergleute aus Stollen und Schachten dieser Gebirge geädertes Gestein holten. Es ist Sage, erfunden von Angst und Sorge, daß die Götter und Göttinnen und Lichtelfen tot seien.

Das wußten unsere naturnahen Ahnen besser. Die Elfen sind Elementar- und Naturgeister oder sind flatterhafte Seelchen gestorbener Menschen. Sie hausen schattenhaft in Bergen, Klüften und Gewässern. Der ganze Hörselberg drüben ist voll solcher musikalischen Geistchen. Sie sind dem goldenen Sonnenlicht entrückt, dafür haben sie Goldschätze in Hülle und Fülle, und ihre Gestalten strömen eigenes Licht aus. Elf stammt ja von albh und heißt „glänzend": Lichtgeister ist also die Verdeutschung von Elfen — obwohl's auch schädliche Schwarzalben gibt. Denn die Natur ist gut nur dem Guten, dem Bösen aber grauenhaft und dämonisch.

Mancher Ritter Oluf kam verstört und siech zu seiner Mutter heim; und auf mancher Brücke fand man frühmorgens Schuhe einer Jungfrau, die der Wassergeist hinabgerissen ...

O Elfen, Gnomen, Kobolde, Wichtel — wie soll ich euch nennen — es ist ja alles dasselbe Luftgesindel! Ihr seid ein seelenberückend, ein neckisch Geschlecht! Nachts tanzt ihr im Mondschein, das Gras ist nur leise gedrückt — aber was ihr berührt, wächst um so froher. Und oft zur Herbstzeit, wenn die Haselnüsse reif sind, weht ihr in Nebelgewändern über den Thüringer Wald. Und es ruft dich und singt in der Nacht, und du gehst dem Liede nach und kletterst auf Mondscheinburgen — — aber alles stumm!

Denn es ist die Art der Geister, daß sie nur dem Geist erreichbar sind, nicht dem körperlichen Begehren.

Irmgards Lachen

Wenn ich doch wieder einmal so recht aus Herzensgoldgrund herauf lachen könnte wie diese kleine Irmgard! Nicht spöttisch lachen, nicht wehtun, nein, planlos fröhlich sein, hüpfen und pfeifen und Hut in die Lüfte werfen aus närrischer Freude am Lebenstand! Purzelbaum schlagen die lustigen Wiesen hinunter, mit Händen und Zeigefinger und großen Augen eindrucksvoll meine stumpfen Kameraden mit fortreißen in unbetretene Märchenländer, selber als Märchenhans durch verzauberte Wälder wandern, arm wie eine Kirchenmaus und doch im Herzen Helme und Schilde voll Rheingold!

O Ringel-Ringel-Reihn wildfröhlicher Jugendzeit! O ihr lieben Märchengestalten, Rumpelstilzchen und Allerleirauh und königliche Gänsehirtin — „o du Falada, da du hangest“ —, Waldhäuschen in den Ländern hinter Sonnenuntergang, wunderlich Wurzelwerk im wilden Wald! ...

Komm einmal her, Klein-Irmgard! Sag mir doch, du blondes, grundgutes Menschengeschöpfchen, sag mir einmal recht ernsthaft, wie stellst du's denn an, daß du immer so prächtige Vorwände zum Lachen findest?

„Hast du viele Sorgen?“

Sorgen genug!

„Wirf sie fort!“

Topp, ein vortrefflicher Einfall! Also, liebe Sorgen, leidige Sorgen, seid des Dienstes mit Dank entlassen! Und schließt euch gleich an, ihr „reifen“ Gedanken, ihr Huckepack und Alpdruck, — springt ab! Denn seht, ich will wieder froh sein! ...

Sag einmal, Irmgard, was trägst du denn da für ein seltsam Panier auf deinem zerknitterten Mädchenhut?

„Eine Gänsefeder.“

Ei, ei, Kleines! Gänseblümchen sind bereits deine Lieblingsblumen; und nun auch noch Gänsefedern?

„Da hast du sie! Schreib deine Werke damit!“

Schmollt mein Knirpschen? Ach was, schmollen! Irmgard lacht!

Und so sitz' ich denn am Tisch der Gartenhütte und schreibe dies Tagebuchblatt mit Irmgards Gänsefeder.

Ich schreibe mit Irmgards Gänsefeder eine feierliche Phantasierede an die ehemalige Besitzerin: eine Rede über das Lachen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denn sieh, mein Lachtäubchen: schon grundgediegene Männer, die Herz und Schwert auf dem rechten Fleck trugen, haben den Wert des Lachens dargetan. „Niemand taugt ohne Freude“: vier klare, feste Worte, gesagt und gesungen von Walther von der Vogelweide, der lange vor uns, liebe Thüringerin, euren Rennstieg entlang zog. „Heiterkeit und Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen“: prächtig geformte Worte vom Mainfranken Jean Paul, der sein Leben lang ein genialer Kindskopf blieb. „Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden“, sagt der größte Mensch und Dichter, der in diesem Thüringen geliebt hat: Goethe.

Was aber sagen wir denn selbst? Wir möchten über das Lachen gleich eine ganze Symphonie dichten. Denn aus allen Genien leuchtet ja ein überweltlich Lachen über die Welt hin. Die Götter Homers lachten schon so laut, daß der Olymp dröhnte; und die Kraft dieses

Götterlachens tragen alle göttlichen Sendlinge in sich. Das Wort „sonnig" und das Wort „lachend" sind gute Geschwister: der Sonnengott Apollo geht heiter über die Welt, seine Pfeile klirren bei jedem Tritt wie Melodie, und wer aus dem Licht stammt, hat Lachen und Pfeileklirren im Lebensschritt. Dies eingefangene Licht strahlt aus Taten und Worten und Lebenshaltung sonnenstarker Menschen in die Mitwelt aus und macht durch Anstrahlung jeden stark, der schwachen, aber guten Willens ist. Jeder Held ist voll verhaltener Freude. Siegfrieds Waldhorn ist ein Auflachen des verzauberten Waldes. Fällt Siegfried durch den finsteren Tronjer, so fällt die Sonne, so fällt der Tag. Aber auch in Hagens nächtlichem Trotz hör' ich ein Lachen, erst recht am Gegenbilde der Nacht erkenn' ich den Tag: ja, der Tag wäre nicht ohne die Nacht. Prometheus lacht am schauerlich hallenden Felsen; aus der Tragik der Griechen, aus Achilleus und Hektor, aus König Friedrichs Schlachten und Napoleons Eroberungen hör' ich ein Titanenlachen. Denn das alles sind Wege und Umwege zum Licht. Balder stirbt nur, damit wir um so besser wissen, was er uns ist, damit wir uns um so kräftiger freuen, wenn er verjüngt wieder hervortritt; und Loki, der ihn fällt, muß durch Morden des Lichtes dem Lichte dienen, — wie unsere Sorgen!

Denn unsere lieben, leidigen Sorgen stählen uns, machen uns maßvoll im Glück, machen uns gut gegen Leidende, stolz gegen Kleinigkeiten. Bleibt nur bei uns, vertraute Sorgen! Wir hoffen, euch zu Gutgesellen und Freunden zu erziehen!

Aber das reinste Lachen, erquicklicher als Gold und Licht, ist das Lachen herzensreiner Güte. Es ist das stärkste Lachen, und sei es noch so leisen Klanges. Ich meine jenes innige Frohsein, das sich mit dem All eins fühlt und darüber ganz voll Glück ist, darüber allein so voll Dank, daß ihm alle anderen Dinge nichtig erscheinen.

Solche kostbarste Freudigkeit ist Religion und Poesie zugleich, ist Wärme und Liebe, ist Sonnenkraft und Sternbewegung und alles Lebens Kraft und Inbegriff. „L' Amor che muove il sole e l' altre stelle" — die Liebe, die da Sonn' und Stern' bewegt —:

der Schlußstein von Dantes schwerem Lebensbau, die Schlußzeile seines Paradiso und seines ganzen Buches.

Der mit Schöpferglut Erfüllte ist freudig und macht freudig jeden, den er berührt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Komm wieder her, Klein-Irmgard! Laß dir sagen, mein Liebling: lache du nur dein ganzes Leben lang und laß dich ja nicht necken noch irremachen! Da, hier hast du deine Gänsefeder wieder: Gänschen sind die Schutzgeschöpfe der gnadenreichen Frau Holda. Sie sind verwandt mit den Schwänen und werden einst als Schwanjungfrauen wie die Wolkengöttin Frau Holle, die den Schnee schüttelt, im Schneesturm über die Erde fliegen. Vorerst trippeln sie wie eine Wichtelschar weißglänzend hinter Frau Perchta her, wenn die Göttin am Dreikönigstag, nach den heiligen zwölf Nächten, Umzug hält. Die emsigen Göttinnen Holle und Bertha, die den fleißigen Spinnerinnen Segen spenden, sind auch die Führerinnen der regsamen Holden, der elbischen Geister, der schimmernden Kleinen im Kinderland — — — der schimmernden Gänschen.

Waldgedanken

Der Wind blättert den Wald auf, liest fremde Worte, schlägt unwirsch das rauschende Buch zu und fährt seiner Wege. Wir wollen ihm nicht folgen. Wir wollen diese Waldschrift lesen.

* * *

Von Kind an haben Feldzüge, Fernfahrten und Abenteuer meine Phantasie in Tätigkeit gesetzt. Sie sind wie der Wald: voll Überraschungen. Sie sind Freiheit. Der Wille steht mitten drin und hat Selbstbestimmungsrecht.

Nach diesen Helden des körperlichen Mutes lernt' ich dann die Helden des Geistes achten. Auch um sie ist Freiheit: sie bestimmen sich selber auf den Schlachtfeldern und Weltmeeren des Dichtens und Denkens. Sie gehorchen den Gesetzen der Ewigkeit, nicht der Gesellschaft. Und ich schwur, auf alle Vorteile und Vorurteile der bürgerlichen Welt zu verzichten, um mir nur den einen Ehrentitel eines Freien und Unbefangenen zu erringen.

Sitz' ich nun als Wild-West-Jäger am einsamen Prärie-feuer?

* * *

Wenn ich Arbeiten junger Stürmer lese — talentvoll, ansprunghaft, dithyrambisch — gut, Freunde, sei's drum! Aber der eigentliche Kampf steht euch erst bevor. Dieser Kampf heißt: in mörderischer Gleichgültigkeit der Umwelt unverbittert *ausharren*! Bloß ausharren? Nein, *schaffen* eine innere Welt.

Diese Mannes-Arbeit ist nicht mit Raubtier-Ansprung zu leisten. Unsere Gefahr in dem Räderwerk der modernen Gesellschaft ist das Müdewerden. Daraus fließt Verdrossenheit; daraus Gereiztheit und Liebelosigkeit. Der höhere Mensch stirbt ab. Denn dessen Nahrung ist gute, starke *Liebe*. Gebt uns ruhige Wärme! Gebt uns reine Herzen! Gebt uns göttliche Gedanken!

* * *

Der Umgang mit hohen Geistern bringt ein Leid mit sich: er trennt dich von den Gewöhnlichen, die vorher deine Freunde waren und menschlich diese Freundschaft verdienen. Je steiler dein Weg bergan geht, um so kleiner die Zahl derer, die dir folgen. So wird jeder Gewinn ein Entsagen.

Aber es wächst dafür etwas anderes in dir empor, das jenes Verlieren ausgleicht: *Güte*. Du schaust feiner und reifer als zuvor in die Zusammenhänge. Du achtest in jedem den Funken Gottes, ob stark oder schwach entwickelt. Andere haben eben andere Aufgaben zu erfüllen: willst du sagen, daß sie weniger wichtig seien? Hast du dem Geiste nach Fühlung mit ihnen verloren, so bekommt nun dein *Herz* Arbeit.

Immer höher lernst du dies Verbindungsmittel zwischen Mensch und Menschen schätzen. Diese schöpferische Liebe ist deines Lebens beste Frucht — und ihr tätiges Vorhandensein ist der einzige Ausweis, ob du wirklich gereift bist.

* * *

Jedem ist aus der Fülle dessen,
Was da gedeiht in Wald und Heide,
Jedem sein Teilchen *Gutes* bemessen.
Und seiest du ganz verschüttet vom Leide

Und ganz versteckt und gefangen vom Bösen —
Sorge du nicht und sei nicht bang!
Dein Gutes kommt und wird dich lösen.

Wie sich ein Kind am Blaubeerhang
Ins blumenumstickte Lattichblatt
Köstliche Beeren gesammelt hat,
Und nun das Tellerchen sorgsam bringt
Der Mutter, die schwarzen Gewandes steht,
In Witwentrauer die Hände ringt
Und fast vor stummem Schmerz vergeht — —
Siehe, so kommt mit kindlichem Bitten
Dein Gutes geschritten
Und hält sein Tellerchen, lächelt und spricht:
„Nimm die Beeren — weine nicht!“

* * *

Zwei Kinder traf ich am Waldrand, die in ihre thüringischen Tragkörbe Tannenzapfen sammelten. Das Mädchen hatte ein rotes Tuch um das strohgelbe Köpfchen gebunden und guckte frisch und wangenbraun aus treuherzigen Kinderaugen. Beide barfuß, ärmlich und einfach, bescheiden in ihren Antworten. Der schöne, wilde Wald rauschte auf im Ostwind, der hell und gut über die steinigen Hügel kam. Die Luft war blank, die Kinder standen reizend unter bewegten Bäumen, an ihre abgesetzten Tragkörbe gelehnt ...

So „lieb“, wie sie hier scheinen, wenn einmal ein „Herr“ im Vorbeigehen einige freundliche Worte an sie richtet, sind sie nicht immer. Das weiß ich. Erschreckend ist unsere heutige Jugend an vielen Orten verwüstet. Aber der Mensch ist ein wunderlich zusammengesetztes Wesen: es kommt gar viel darauf an, wie etwas oder jemand in der oder jener Stunde auf ihn wirkt. Da verdichtet sich manchmal ein Blick oder ein Wort zu einem bleibenden Eindruck. Wenigstens aber, wenn du gut zu ihm bist, strahlt ihn eine Macht an, vor der in diesem Augenblick die bösen Dämonen unmächtig zurückweichen.

Wenn es einen verderblichen „bösen Blick“ gibt, warum soll es nicht auch einen heilbringenden „guten Blick“ geben? — Ein Blick ist die Zusammenfassung innerer Kräfte: im bösen Blick schleudert sich ein Vorrat von niedrigen Substanzen in den Betroffenen, der den Blick auffängt. Wen aber der gute Blick streift, den läßt er Tüchtiges ahnen, den stärkt er, den läßt er frohgemuter seines Weges ziehen.

* * *

Was laufen mir denn diese raschelnden Blätter nach? Was wollt ihr denn, ihr lieb-lustigen losen Gesellen des Vorjahrs? Freut ihr euch der Freiheit, nicht mehr gebunden zu sein an den festen Baum? Bittere Freiheit, ihr welken Dinger! Diese gebundenen da oben in ihrer frischen Kraft überbrausen und überleuchten euch tausendfach! ...

Ich geh' im Ostwind durch den hohen Buchenwald, durch fliegende, fröhliche Sonnenlichter, durch aufgeblätterte Büsche. Langsam und wuchtig beugen sich die Wipfelstämme mit ihren Laubmassen, streifen sich mit den Ästen, reiben ihr Holz, ächzen und knarren. Schauer auf Schauer fliegt über die weißgoldne Blumenwiese, die Landstraße leuchtet, Schatten wandern groß über den gegenüberliegenden Tannenbergwald. Du enzianblaues Himmelsauge, das durch eine Lücke dieser lichtgrünen Blätterfülle herabschaut! ...

Da ist kein Farnkraut am Wege, kein Halm, kein Heidekraut, das nicht gefunden würde von den Stößen dieses suchenden, aufblätternden Windes, der ganze Fluten von taghellem Leben in unsern Wald wirft!

* * *

Diese Mondnächte sind zart und groß zugleich. Rehe stehen traulich bis an die Knie im Gras, heben schuldlos die Köpfe, horchen in lautlose Ferne. Hinter den Umrissen des Schattengebirges säumt noch der Mond; aber sein Licht umzittert bereits die Randspitzen des Tannenwaldes, in dessen Zackengewirr die Mondkugel verstrickt scheint.

Hier unten umstehen die schattigen Buchen schweigend das hochgrasige Tal. Alle Geräusche des Tages haben sich gesammelt in das eine Rauschen des Waldbaches. Der Waldbach ist die Stimme dieser Nacht.

Langsam weicht nun der Schatten des hohen Berges über die Wiese zurück. Die Rehe stehen hell. Der Vollmond hat sich vom Gipfel losgerungen und erhebt sich frei und groß über die zauberschöne Landschaft.

* * *

Erst wenn dein begehrender Wille
Tapfer zum Schweigen gebracht,
Vernimmst du die Stimmen der Stille,
Die großen Gespräche der Nacht.

* * *

„Was ist Schönheit?" So wurde eine Blinde gefragt. „Schönheit ist eine Form von Güte", antwortete das Mädchen, dem die Herrlichkeit dieser Welt verschlossen ist. Wunderfeines Wort! ...

Ich stand auf dem Felsen, den man den „ausgebrannten Stein" nennt — es geht ein uralter Stollen hindurch —, und sah der Sonne nach. In innig durchglühten Wölkchen löste sie sich auf, jenseits Oberhof, jenseits dieser vielen Wälder. Weißgoldig war das Gewölk in der Nähe der verschleierten Sonne, gelbgoldig am entfernteren Horizont. Und von unten her zackten sich dunkle Tannen in dieses flüssige Licht.

Und da, angesichts der wonnig herüberschimmernden Buchten und Inseln, die mich durchdrangen mit ihrer himmlischen Lichtglut, hatte ich den Eindruck: „Ja, Schönheit ist eine Form von Güte." Dieses mächtige Licht setzt sich in mir in Wärme um. Und diese Wärme in Gutsein. So wirken große und gute Menschen.

Den Blick wendend, sah ich im Süden das reine Blau des freigelegten Himmels. Einzelne weiße Streifwolken irrten über das Gebirge, das feucht und verregnet lag, wie abgewaschen und noch

nicht wieder angestrichen. In vielfältigen Kammlinien lief das alles um mich her, mit eigenartigem Ernst. Hob ich aber das Auge wieder in jenes entzückende Sonnenland, so kam es wie Lachen über mich, wie Liebe, wie Frohsein und Gutsein — wie Poesie, die aufleuchtet aus den Tiefen einer gottestrunkenen Seele.

* * *

Das Gebäude des Hasses — der Staat. „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Altes Testament.

Das Reich der Liebe — die Poesie. „Sehet die Lilien auf dem Felde an!" Neues Testament.

* * *

An einem Birkenstämmchen stand ich heut' und sah durch ein sehr feines Fernrohr. Das Bäumchen war mit Regentropfen behängt. Zierlich drängten sich die runden Tröpfchen — rund wie dein Auge, rund wie die Erde, rund wie die Sonne.

Ich schaute nahe und lange in einen dieser feinsten Diamanten. Das zarte Geäder des Busches spiegelte sich darin mit entzückender Kleinheit. Ja, als ich ein beschriebenes Blatt dahinter hielt, spiegelten sich in unlesbarer, aber zu erratender Feinheit die Worte dieses Briefes wider. Und mittlerweile brach die Abendröte unter dem breit hinwegziehenden Wolkenhimmel hervor — und alle sieben Farben des Sonnenlichtes wurden von meinem Regentröpfchen eingefangen und mir mit Anmut verabreicht.

Das Weltall mit seinem grenzenlosen Inhalt umspannen — kannst du nicht. Aber du kannst Regentropfen sein. Du kannst das All in dich einscheinen lassen und mit reinem Herzen widerspiegeln.

* * *

Das Aufrechte dieser kühn wachsenden Bäume steckt an und ermuntert zu derselben Sonnenrichtung. Die Sonne hat eine mächtige Emporziehungskraft: sie ist es, die diese Halme und Stämme steilrecht aus der Erde zieht.

Und die glitzernden Wässerlein laufen so fleißig dahin! Sie wirken auf mich wie plaudernde Kinder. Die Natur mit den wispernden Blättern und plaudernden Wassern ist eine närrische Kinderstube, voll melodischer Lebensfreude, keinen nervösen Launen unterworfen, mit Kerngesundheit den großen Besucher anlachend und anstrampelnd ...

Du lieber Wald! Du gutes Wiesental!

* * *

Die „Minne" der Wartburgdichter ist uns erst verständlich, wenn wieder mehr Phantasie in unsre Stellung zur Frau kommt. Jener Dichter Grundempfindung ist Freude an künstlerischem Abstand. Sie adelten die vornehme Frau zu einem heiligen Gral, den man nicht durch Zugreifen, Betrug oder Verführung erringt, sondern durch eigenen Wert.

Das Edelste des Frauentums faßten sie zusammen zu dem Symbol „Jungfrau Maria". Dies ist eine Frau und Mutter, die in alle Innigkeiten und Schmerzen des Frauenlebens eingeweiht ist und doch ihre jungfräuliche Zartheit bewahrt hat.

Auch die derbere Minne behielt einen adligen Schimmer; auch an den Leidenschaften hing ein Abstrahl von Poesie. Die Kreuzzüge hatten Horizonte eröffnet; von dort her kam ein Schein von neuen Welten und ließ noch neuere und noch fernere Welten ahnen. Das weckte die dichterische Phantasie und die religiöse Kraft.

Ob sie besonders „sittlich" lebten? Zeiten des Verfalls heben sich nicht eigentlich durch Unsittlichkeit an sich unvorteilhaft von starken Zeiten ab, sondern vielmehr durch Phantasielosigkeit. Die Materie und deren wüster Genuß herrschen in Zeiten des Verfalls. In Zeiten der Stärke aber herrscht etwas, das hinter und über der Materie steht: Phantasie adelt den Gegenstand und sieht durch ein vergänglich Weib Ewiges schimmern.

* * *

Körperbegehren vertreibt das Feinste. Eine unreine Strahlung geht dann vom Menschen aus, dessen Wesen einer Raubspinne vergleichbar ist. Er fingert und zerrupft — und glaubt nun zu besitzen.

Hohe Dinge kommen nur zu den Stillen, wie Gestalten aus Mondschein, wie Stimmen der Nacht. Reine Kraft zieht magnetisch an. Du brauchst nicht mehr die Welt zu erobern, denn die Welt kommt zu dir: sie strahlt sich in deine Klarheit ein.

* * *

Die sonst in den Wipfeln gehangen,
Die sonst auf Wölkchen geflogen sind,
Sie kommen vor meine Tür gegangen,
Die Königsgedanken, die Schimmer im Wind;
Sie sagen ihre Namen, sie lassen das Beste
Zurück mir im Händedruck — göttliche Gäste!

Das macht: es lockt sie lautlos an
Der stille, der stete, der nicht mehr hastende Mann.

* * *

Irmgard und Haida haben Knabenkleider angezogen und geben zu viel Kurzweil Anlaß. Irmgard hat ihr Blondhaar unter den Kragen gedrängt und geht nun mit ihrem rosigen Mädchenlachen etwas steifnackig umher, wie die Landmädchen lachen, ein richtiger „deutscher Junge", ein klein wenig „Pfarramtskandidat". Haidas Braunkopf mit den kurzen Locken ist von einem Älplerhut bedeckt, sie steckt in rot-weißer Weste und schwarzsamtnen Kniehöschen und hat einen leichten Rucksack auf dem Rücken. Ihr Lieblingslied ist der „Zigeunerbub' im Norden"; und so sieht sie auch aus. Eine feine Melancholie liegt manchmal über ihrem Wesen, aber auch ein Schelm sitzt in den Mundwinkeln. . . .

Junge Mädchen sind wie wehende Flämmchen. Gott führ' ihnen gute Menschen über den Weg, die diese Lichtlein verstehend schonen!

* * *

Es gibt nur ein Glück: wenn sich Menschen zu Menschen finden, die sich stillschweigend das Gelübde tun, einander in höherem Lichte gut zu sein. Es rinnt ein Freuen in dich ein, wenn du an sie denkst; sie sind dir ein heimlicher Anreiz, alles so zu tun, als ruhte ihr Auge auf deinen Handlungen. Indem sie dich als unbedingt gut voraussetzen, stellen sie ein Ideal auf, das sie selbst erreichen möchten. Sie lieben nicht eigentlich dich, und du liebst nicht eigentlich sie; ihr liebt beide etwas, das hinter und über euch beiden steht: das Reich des Guten — Gott — oder wie ihr's nennen wollt.

* * *

Wegewart ... „Ein Blümchen wartet am Wege ..."

So eilen manche Mädchen hinaus ins Menschenland, stehen am Wege und schauen sich um und warten, ob nun wohl „der Eine" komme. Der oder jener streift sie — sie leuchten auf und lauschen — sie warten weiter — und viele, zu viele warten umsonst.

Steht nicht, Mädchen! Schafft, seid gut, tapfer, tätig, da wo ihr seid! Es ist Romantändelei, daß irgendwo „nur der Eine" auf dieser bunten Welt „das Glück" bringe. Glück wächst an allen Waldecken, wenn du's kurzerhand ergreifst: mach' selber glücklich, ob ein Mütterchen am Weg oder alte Eltern oder Kinder, die der Erziehung bedürfen, oder Kranke oder auch einen Gatten — es ist von gleichem Wert, versuch's nur! Verwandle das harte Wort: „Ich muß" in das leichte Lied: „Ich will!"

* * *

Dämonie ... Ich glaube, daß das Dämonische eine Tatsächlichkeit ist, vergleichbar etwa den huschenden und zuckenden elektrischen Störungen der Atmosphäre.

Das Dämonische ist Energie der Vernichtung. Das Dämonische ist Haß und Hohn, Falschheit und Mißtrauen. Haß ist mit

Wollust verwandt, Wollust mit Grausamkeit. Das weibliche Element, das Element der Liebe, ist diesen Störungen besonders ausgesetzt.

In indischer Weisheit heißt es: Wo die Gottheit einzieht, gleichmäßig alles erhellend und erwärmend, da verschwinden die Dämonen, deren Element das Finstre ist. Als Jesus die Versuchungen verscheucht hatte, traten die Engel zu ihm und dienten ihm. In einer bekannten Prophetengeschichte des Alten Testamentes enthüllte sich die Gottheit nicht im Sturm — dem Element der Dämonen —, sondern im sanften Wehen, das hernach an der Höhle des Sehers vorüberhauchte.

Leidenschaft ist Dämonie; Liebe ist Gottheit.

* * *

Sieben Jahre hatte Tom der Reimer der Elfenkönigin gedient. Dann ging er wieder zu den Menschen und sang ihnen, was er in diesen sieben Jahren erlebt.

„Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Kieselbach bei Huntley-Schloß,
Da sah er eine blonde Frau,
Die saß auf einem weißen Roß ..."

Was für Poesie in dieser altschottischen Ballade!

„Die Mähne war geflochten fein,
Und hell an jeder Flechte hing
Ein silberblankes Glöckelein ..."

Es gibt im Elfenland kein bürgerlich Gesetz, was man tun oder lassen soll: sie sind von selber gut dem Guten, sind voll glockenklaren Lachens, voll Silberklang der Rede und ohne Falsch und Arg. Sie trinken Tau, werden davon ganz leicht und schweben nun über die Schwere der Dinge hin. Hätten wir die Ohren, ihre Melodien zu hören, und die Augen, ihre Tänze zu schauen — wir brauchten weder Moral noch Philosophie.

„Und Tom der Reimer zog den Hut,
Er fiel aufs Knie, er grüßt und spricht:
Du bist die Himmelskönigin,
Du bist von dieser Erde nicht! ..."

Daß er vor der Schönheit schlankweg und platt aufs Knie fiel und den Hut abzog — wunderschöner Zug an diesem echten Sänger! Das Höchste scheint dem frommen Manne die Himmelsjungfrau. Aber es gibt — rein dichterisch und naturhaft betrachtet — eine noch andere Schönheit, nicht mit Gedankensymbolik zu erfassen, aber der naiven Freude und dem offenen Herzen zugänglich:

„Die blonde Frau hält an ihr Roß:
Ich will dir sagen, wer ich bin,
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin ..."

Als die Menschen noch Sonntagskinder waren, bedurften sie nicht des religiösen Gedankengebäudes. Es war ja keine Scheidewand zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Schatten und Licht, ihre Augen waren voll Licht und sahen in den Schatten und machten den Schatten hell.

„Er küßte sie, sie küßte ihn,
Ein Vogel sang im Eschenbaum ..."

Tom der Dichter tauchte mit Entzücken in die Welt der Poesie. Der Kuß macht ihn auf sieben Jahre dienstbar, aber „zu dienen dir, es schreckt mich kaum!"

„Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich da der Reimer war!
Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein!"

Löwes fröhliche Ballade will mir gar nicht aus dem Ohr! Das Waldlied vom Dichter, der so höflich den Hut zog und so unbefangen der Elfenkönigin in die Waldeinsamkeit folgte. ...

„Und wenn sie leis am Zügel zog,
So klangen hell die Glöckelein,
So klangen hell die Glöckelein ..."

* * *

Es gibt auch eine Dämonie der Liebe — aber der begehrenden Liebe. Diese begehrende Liebe oder Leidenschaft ist in der Art ihres Zugreifens dem Haß und dem Mord verwandt. Leidenschaft will ihren Gegenstand besitzen; dazu scheut sie kein Mittel, weder Verstellung noch Lüge.

Solche Dämonie kann in leichteren Fällen Schelmerei und Rackertum sein, die dem Philister ein Schnippchen schlägt, wie Gnom oder Kobold. In heftigeren Naturen wird sie zum Rausch, der losreißt von aller Sitte und Vernunft. Sie dröhnt wie Unwetter, zerschmetternd und segnend durch erwachte Sinne; es ist ein furchtbares Kampflachen des Todes, ein Triumphlied der Selbstvernichtung. Die heißen Tannengebirge, in deren Wirrsal und Einsamkeit die Liebenden flüchten, fernab von Burg und Stadt, dampfen wie Altäre: sie wollen ihr Opfer. Das Liniengewirr der Zweige, abhold jeder Regel, jedem Maß, rauscht wie Gewässer und entfesselt die Phantasie und umsprüht die Ertrunkenen wie ein brausend Meer. Die sonst so abgemessen durch ihre Gemächer schreitende, sittsam das Gewand haltende Burgfrau wirft ab ihre verlogenen Höflichkeitsgespräche, wirft ab ihre höfischen Verbeugungen: sie legt die ganze lodernde Seele bloß dem Manne, der sie aufgeweckt.

So verstehe man Tristan und Isolde! Solche Abenteuer zu hören oder zu erleben, war für Maid und Frau des höfischen Zwanges derselbe lösende Rausch, wie für die Männer der Berserkerzorn der untergehenden Burgunderhelden.

Was uns in beiden Fällen begeistert, das ist die entfesselte Genialität, die todverachtende Kraft.

Die unterscheidet den Heroismus der Liebe von Liederlichkeit und Lüsternheit.

* * *

Zwischen Wolken ein Glück zu bauen,
Möchte nicht taugen:
Unter uns, im Nebelgrauen,
Mit umschatteten Augen,
Wandern die Menschen und leiden am Leben —
Kommt, laßt uns schreiten, nicht schweben!

* * *

Thüringen ist voller Sagen von weißen Frauen, von Wichtelmännchen oder von Nixen.

Nixen hausen in der Ilm, in der Saale, in der Unstrut. Sogar im klassischen Weimar, wo die Ilm unfern von Goethes Gartenhaus durch den Park fließt, regt sich diese Waldromantik: dort wird oft „eine wunderschöne Jungfrau in weißem Kleide und mit langen gelben Haaren" sichtbar. In der Nähe jener roten Brücke oder Schafbrücke ist die Ilm tief; dort hat die Wasserfrau ihr Schloß. Mitunter kommt dies Wasservolk zum Tanzen in lustige Gesellschaft. Aber der Saum ihres schleppenden Kleides ist immer naß. Und vor Mitternacht müssen sie wieder in ihrem feuchten Element sein. Manche dieser Elementargeister verkörpern sich als Menschen, sagt man, um der Gottheit im Laufe eines nützlich geführten Lebens näher zu kommen. Denn sie sind wohl sehr klug, aber ohne Gewissen und ohne Seele. Indem sie Menschen werden, verzichten sie auf ursprüngliche Poesie, aber sie erringen Seele und Gewissen.

Die Sage von weißen Frauen ist immer mit irgendeiner Untat verbunden. Untat wirkt wie Schwerkraft. Die Seele kann nicht von der Stätte los, wo ein Stück ihres Gewissens geblieben. Diese Geister vertrutzen sich dann in wunderliche Zwangsvorstellungen: wenn einer dies oder jenes Wort ausspräche oder den Schatz fände, mit dem ihre Gedanken verkettet sind, so wären sie erlöst.

„Ein Knäblein von sieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten“ —

sang die weiße Jungfer am Burgberg bei Brotterode. Aber nicht die sieben Jahre und nicht die weißen Haare sind das Erlösende, sondern die Herzensunschuld. Ein „feuriger Mann“ leuchtete in der Gegend von Arnshaugk und Moderwitz einer spät heimkehrenden Bauersfrau bis zum Silberberge voran. „Hab' Dank, lieber feuriger Mann!“ sprach die schlichte Frau. Da verschwand der Feuergesell und ward seitdem nicht mehr gesehen. Das Wort des *Dankes* hatte ihn erlöst.

Solche Gestalten haben in ihrem Leben Unheil verübt durch Lieblosigkeit; sie werden nicht durch Schelten und Ungeduld oder gar durch Spott erleichtert — derlei rächt sich in vielen Sagen sehr empfindlich —, sondern durch anstrahlende Güte. Sie haben durch Missetat ein Stück Seele verloren; sie irren und suchen und erbetteln es zurück von einem, der Überschuß hat. Auf dem Tolljungfernstein bei Ruhla erscheint von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau, ungeduldig wartend und wie toll mit dem Schlüsselbund rasselnd. Auf dem Witgenstein bei Farnroda macht sich alle sieben Jahre eine „seltsam gekleidete bleiche Jungfrau“ sichtbar, den Bösen belästigend, dem Guten voranleuchtend. Und im Loquitztale liegt Burg Lauenstein, bedeutend wieder aufgebaut, wo die Hohenzollernsage von der weißen Frau (Gräfin von Orlamünde) ihren Ursprung hat. Überall in deutschen Gebirgen kennt man diese eindrucksvollen Sagen von der „weißen Frau“, mir schon von meiner Waldjugend her unvergeßlich. Einer unsrer ersten Forscher sagt von ihnen schlicht und ergreifend: Gewöhnlich kommen sie lächelnd oder singend den Berg herab, aber weinend steigen sie ihn wieder hinauf.

Weinend steigen sie ihn wieder hinauf ... Wie im Kyffhäuser der wartende Barbarossa, so machen auch sie nach jedem neuen Jahrhundert des Wartens die neue Erfahrung, daß immer noch die Raben des Hasses um Gebirg und Häuser fliegen.

* * *

„Frau Sonne“ oder auch „Frau Nachtigall“, wie wir die Mutter unserer Elfen zu nennen pflegen, reißt bereits um vier Uhr morgens mit munterem Ruck die Gardinen auf und macht dann ihren einsamen Spaziergang. Sie wandelt, in ihrer kraftvoll gedrungenen Gestalt mit dem kecken Tituskopf, als eine heitere Frau Hulda oben am Berg hin. Den Kindern hat nun unsere musikalische Freundin Dreigesänge eingeübt, eine ansprechende Liederreihe „König Mai“. Und heut' früh ward uns gestattet, diese Lieder oben am Berg als ein Morgenkonzert anzuhören.

Ein Regen hing in der Luft. Die gefüllten Wolken schleppten sich mit zerrissenen Gewändern langsam durch die Zacken der Fichten hin; wir gingen oben auf dem Grasweg so nahe drunter entlang, daß wir sie fast zupfen und den Regen aus ihnen herausläuten konnten. Die Waldung war bis in alle Büsche hinein durchraucht von ziehendem Nebeldunst. Es lag ein eigentümlich Warten über den stummen Landen.

Nun ragte der Fels feucht-dunkel vor uns empor. Die vier Sängerinnen stellten sich auf. Ganz still hielt der Hochwald. Und nun, erst zaghaft, mit etwas belegten Kehlchen, bald aber mit wachsendem Wohlklang herrlich alle Räume füllend, klang ihr Lied durch die trübe Waldung. Weit unten, wunderbar weit unter uns, lag und schlief die Welt. Hier oben aber ging der liebe Herrgott durch den Wald. Wir waren an einem Altar der Vorzeit versammelt; in uns war eine Stimmung des Händefaltens.

„Gib mir, o Herr, den rechten Kindersinn!“ Innig hallten ihre Schlußworte. Die drangen mir ins tiefste Herz.

Beim Abstieg waren wir schweigsam. Wir waren angefüllt mit Melodien und Waldstimmung. Auch setzte nun ein säuselnder Regen ein. Die Elfchen unter ihren Kapuzen, mit ihren wirren Morgenhaaren, sahen allerliebst aus. Durchnäßt kam man zu Hause an, aber mit einer Empfindung, als hätte man ein schönes Land hoch da oben verlassen; beinahe mit Heimweh dachte man an den nassen, dunklen und doch so wundersam melodischen Hochwald zurück.

* * *

Seltsam: auch der Regen ist melodisch. Der ganze Tag ist Musik.

Ich saß in der Gartenhütte und konnte nicht genug staunen über das wunderliche Tropfen- und Glöckchenspiel. Wem nicht die ganze Welt ein Wunder ist, der weiß überhaupt nicht, was ein Wunder und was Poesie ist. Es pocht und klopft, es geht und kommt, es ruft und singt rund um die Gartenhütte herum. Ist dies dieselbe Luft, die vor wenig Tagen als weißes Sonnenmeer mein Eiland umflutet hat? Ja, es ist dieselbe Luft. Aber heut' ist sie grau und dick, und Silberfäden sind zwischen Himmel und Erde gespannt. Der Wind geht manchmal aufschauernd hindurch — und die Luft klingt wie eine Harfe. Und hier in den Blättern — was für ein merkwürdiges Treiben! Aus den silbergrauen Wolken sind Geisterchen in die Fliederbüsche gesprungen. Sie sind gekleidet in Licht; sie verfolgen und fangen sich von Blatt zu Blatt; sie hängen sich neckisch an den Blattrand, verlängern sich, zaudern und lassen sich tiefer hinabfallen auf ein aufzuckendes Blatt. Welch ein Flüstern, Träufeln und Rascheln rings herum von diesem eingefallenen Koboldheer!

Die ganze Welt ist ein einzig Wunder!

* * *

Aus den Abendwolken hebt sich
Noch einmal die starke Helle;
Wie versunkne Königskrone
Blitzt es aus der raschen Welle.

Auf den Tannenspitzen rufen
Drosseln dem entwichnen Tage,
Und ein ängstlich Stimmenflüstern
Duckt und flüchtet sich im Hage.

Mir ist bang, und weiß kein' Ursach' ..
Fragend steh' ich vor den Zweigen,
Vor den großen, stillen Blumen — —
Doch sie sehn mich an und schweigen.

* * *

Schönes lass' ich in diesen Wäldern zurück und lass' es anderen. Tage der Freundschaft, Gespräche ernsten Verständnisses, Aufleuchten in blanken Augen — dies und anderes nehm' ich mit. Es geht in der Innenwelt neue Verbindungen ein, es schwingt in veränderten Formen weiter — — niemand weiß, wo solche Tage enden mögen.

Gibt es denn ein Ende? Gibt es einen Tod?

Wetterleuchten

Ein Sonntag ist vorüber, es ist Mitternacht. Gewitter lagern um die Horizonte; es wetterleuchtet rot und schauerlich in die schweigend-schwüle Finsternis.

Schwermut steht am Berge und schaut herab auf den Träumer, der am offenen Fenster sitzt und keinen Schlaf findet. Blitzhaft, wie durch zerrissene Wolken hindurch, werden mir frühere Stimmungen wieder hell, bis tief hinein in meine weltferne Waldjugend. Es war ein schwerer, schwerer Weg! Wieviel Irrtümer und Torheiten, wieviel Zorn und Schmerz, wieviel unreife Niedrigkeiten liegen am Heerweg nach den Höhen des Lebens! Man hat manchmal solche hellsichtigen Stunden, die wie in einer schärfsten Linse ein ganzes Leben einfangen mit allen Wunden und Kämpfen. Es sind Stunden des Fegefeuers; aber man geht geläutert aus diesen Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit hervor.

Dort auf den Bergen steht die Zukunft mit Feuerflügeln. Sie hebt sich hoch, sie breitet die Flügel aus und leuchtet empor: — in funkelndem Glanze steht die erhellte Gegend. Dort muß ich hinauf, in jenes schweigende Winken! Dort sind Schlachten und Siege; kein Donner dringt her in unser weiches Elfental, durch das der Wiesen-

bach gleichmäßig dahinplätschert. Unheimlich dünkt mich diese Stille, die mir bisher anmutigste Erholung war. Mir wird bang, als versäumt' ich herbe Pflichten, die da draußen, jenseits der schwarzen Gebirge, von keinem anderen erfüllt werden können. Die Nöte der Zeit recken sich empor, winken über die Berge her, sinken wieder trostlos in sich zusammen — und niemand eilt aufs Schlachtfeld, niemand hilft ihnen mit guten, starken Worten der Liebe!

Es gilt Abschied nehmen. Ich sehe zum Erdgeschoß unseres Kammerberger Hauses hinaus, in das hochliegende Gärtchen, auf jene Gartenhütte, die bei jedem Aufleuchten der Luft magisch vor meinen Blicken steht. Ich glaube Glühwürmchen fliegen zu sehen; vielleicht auch flimmern nur meine geblendeten Augen. Es ist totenstill — und dennoch ist's bei jedem Wetterleuchten taghell, unheimlich hell. Ich höre Schritte im Garten, ich hör' ein Flüstern in der Laube; und kann dennoch nichts erspähen. Es ist lange nach Mitternacht. Alles schläft; niemand ahnt, daß ich eine abschiedslose, jähe Abreise im Sinne wälze. Immer wieder muß ich jenes Gartenhüttchen anstarren, meinen Lieblingsplatz, der mich mit seltsamem Zauber so viel Tage gefesselt hat. Dort haben sich die Eltern meiner drei Lieblinge verlobt. Es war der Anfang eines langen, starken, immer reicher blühenden Seelenglücks. Aus diesem Hüttchen sprangen die drei Elfen in unsere Erdenwelt; aus diesem Hüttchen, wie aus einem Wunderbrunnen, sind tausend sonnige Stunden der Liebe und Gastfreundschaft in die Welt gelaufen. Mir ist dieses Hüttchen meine stille Arbeitsstätte gewesen. Mir gab diese Stätte eures tiefen Lebensglücks — nur Gedanken und Gedichte. Nur! Ich bin sonst sehr dankbar für dies „Nur"; heute vermag ich's nicht. In der Morgendämmerung werd' ich dem umgrünten Bretterbau zuwinken und mit verschleierten Augen weiterziehen.

Über manche Kämpfe gibt es keine Aussprache, auch nicht zum besten Freunde. Sie sind so zarten Gespinstes, daß keine Sprache dafür ausreicht.

Ich habe selten Gott um das gebeten, was die Menschen „Glück" nennen. Ich bitte meist nur — meist: denn wir haben

schwächere Stunden — meist nur um die Kraft und Freudigkeit, meine Bestimmung zu erfüllen. Darin wird man mit der Zeit immer zäher; alle anderen Güter und Begehrlichkeiten verblassen daneben. Kommt dann dennoch von außen her dies und jenes Angenehme, so nimmt man das überrascht und dankbar an, als eine ungesuchte Gnade.

Manchmal freilich, in weichen Nächten, wenn die Spannkraft nachläßt, geht es wie ein Weinen durch die Waldung unserer Seele; und man sitzt mit gepreßten Lippen und nassen Augen und starrt eine Gartenhütte an.

Wie viele Millionen Menschenschicksale gehen um diese Erde! Wie viele Feuerwolken flammen um den Tropengürtel dieses Planeten! Wie weit, wie reich ist diese Welt! Wenn dir die Enge eine Gefahr wird, dich zu verweichlichen und zu verlieren, — reiß dich heraus! Breite die Riesenflügel deiner Seele aus, wie diese Gewitter groß und frei ihre Flammenflügel breiten!

Ich wappne mich mit großen Vorstellungen: ich sehe mich wieder auf den Dünen von Sylt, sehe den Schaum der nächtlichen Brandung aufleuchten im Gewitterschein, der über die Nordsee fährt, ich höre das Zischen der weißen Wogenzungen, die über dem Sand verrauschen — — Nordsee, Weltmeer, Ferne, nimm mich wieder auf! ...

Morgen bin ich wieder der Wandrer, der ich gestern war.

Zweites Buch Weimar

Nachtgespräch im Park von Weimar

Stille ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen.

Goethe

Der Park von Weimar troff unter der schweren Nässe eines langen Regentages. In der Dämmerstunde schritt ich unter den altberühmten Bäumen hin.

W e i m a r! Eine Klangfülle, eine Akkorden- und Gedankenfolge drängt sich für den phantasiereichen Geist zusammen in ein einzig Wort. Vom Ertrinkenden sagt man, daß er sein Leben bis in alle Einzelheiten in blitzhafter Sekunde überschaue; in einem minutenkurzen Traum erlebst du verwickelte Ereignisse. Für die Pythagoräer und andere Mystiker ließ sich eine umständliche Anzahl von Dingen, Werten und Wesensarten in innerem Schauen zusammenfassen in e i n e Zahl, in e i n Wort; Wort und Zahl waren in Urzeiten eins. Im Tode steht, nach aller Addition, Sub-

traktion und Division, das bleibend Wertvolle in einer einzigen magischen Zahl als Resultat deines Lebens vor dem erhellten inneren Auge. Frag' eine Mutter, die ihr Kind verlor, was sich in ein Wort kristallisieren kann: nenn' ihr den kurzen Namen des Kindes, und eine Summe voll Freud' und Leid wird lebendig! So gehen die großen Geister der Menschen in Form eines Namens auf die Nachwelt über; dieser Namen ist eine Zahl, ist eine Summe von Werten. Wie in einem Tautropfen spiegelt sich darin eine vergeistigte Landschaft.

Unsre Seele ist ein Brennspiegel: das Weltall ist in uns. Eine große Persönlichkeit ist besonders reine, tiefe, vergeistigte Widerspiegelung des Weltalls, ist eine Zusammenfassung der Schöpfung in einen unendlich kleinen und unendlich großen Menschen-Tautropfen. Der geistreiche Verstandesmensch Taine sagt es einmal, über Balzac sprechend, und er formt damit einen deutschen Gemütsgedanken, einen Gedanken aus dem Bereich der germanischen Mystik; er sagt: „Unsere Seele ist eine Kristallinse, die in ihrem Brennpunkte alle die glänzenden Strahlen sammelt, die das grenzenlose Universum aussendet, um sie wieder, wie strahlende Fächer entfaltet, in den unendlichen Raum hinauszuschicken. Das ist die Ursache, warum ein jeder Mensch ein Wesen für sich ist, vollständig abgesondert, unendlich zusammengesetzt, sozusagen ein Abgrund, dessen Tiefe nur der seherische Blick des Genies oder eine außerordentliche Bildung in ihrem wahren Wesen begreifen können."

Solch ein Tautropfen ist für den schauenden Menschen das Wort „Weimar".

* * *

Mir erweiterte sich plötzlich, als ich in die Tore dieser Welt eintrat, persönliches Herzeleid, das mich aus der Ferne treulich begleitet hatte, zu einer heroischen und seherischen Weltbetrachtung.

Vergeistert schauten aus der Dämmerung des wunderlich durchwisperten Regenparkes, mehr geahnt als deutlich gesehen, der kleine Tempel, die Felsen des Ilmufers, das Rindenhäuschen. Das wasser-

schwere Wipfelwerk stand als bewegungslose, stumm-lebendige Masse mir zu Häupten. Ohne Ufer, ohne Ende umwogte mich eine Meerflut von Klagen. „Was willst du auf diesem verstoßenen Stern? Kehr' heim zu deinen besseren Inseln! Willst du dem göttlichen Licht zurückerobern solch Sternchen des Unrats, an dem die Menschheit stärker hängt als Prometheus an seinem Felsen? Willst du in wimmelnden Kärrnerseelen anfachen die leuchtende Ruhe großer Herzen? Wagtest du zu hoffen, ein Flammenbündel eroberter Menschenherzen mit heimzuschleppen in Lichtreiche des Geistes? Gib's auf, kehr' heim!"

Mancher von uns kennt solche Anfechtungen. Sie sind ein Zusammenfluß von Tiefstimmungen, die man im einzelnen nicht aufzählen kann. Bei uns Geistesmenschen ist es zumal die Überfülle von unnütz und häßlich beschriebenem Papier rund um uns her, die uns oft so mutlos macht. Wir haben das Gefühl, Flammen in uns zu tragen, lichtkräftiger als aller Zeitgeist, schroff anders geartet als alle Schriftstellerei der Umwelt: und wir sind dennoch genötigt, in abgegriffenen Worten der Zeit, in der Presse der Zeit einzugehen auf die Kleinlichkeiten der Zeit und — neue Aufsätze und Bücher auf die viel zu vielen alten zu häufen. Worte sind unser Werkzeug, Papier unser Mittel — wir müssen hantieren mit Dingen, die uns durch ihren Mißbrauch bis zum Grunde der Seele verleidet sind. Ich *hasse* die Literatur wie nichts auf der Welt! Und ich *liebe* sie mit der Leidenschaft eines Liebenden! Denn sie ist unsere Möglichkeit, mit vortrefflichen Köpfen und Herzen in elektrische Verbindung zu treten, Funken der Kraft auszutauschen, die Menschheit zu bereichern und aus dem Widerhall für uns selber wieder Kräfte einzufangen. Das ist unsere tiefe Freude, und das — heute sicherlich — unser viel tieferes Leid. Denn die frischesten Herzen und Tatmenschen lesen uns nicht und kennen uns nicht, haben keine Zeit für Papier, lieben und leben, leiden, siegen oder vergehen außerhalb der Literatur, fern von uns. Und wenn sie mit uns, d. h. unserer Quintessenz, unseres Wesens Duft, einem *Buch* von uns, zusammenkommen, so verstehen sie vielleicht unsere

Sprache nicht. Worte sind trostlos arm, sind trostlos abgeblaßtes Allgemeingut!

* * *

Fast frierend schritt ich im Sommermantel menschenleere Pfade hin. Die uralt stattlichen und erfahrenen Bäume der Hauptallee ließen die segnende Flut mit erhabenem Verständnis über sich ergehen. Die kurzlebigen Halme der Wiesen senkten niedergeschlagen die Köpfchen; es ist ihr erster und einziger Sommer; sie sind rasch geknickt, rasch freilich auch wieder ermuntert. In den Büschen und Stauden ist eine zauberhafte Melodie von huschenden Füßchen und greifenden Armen, ein Springen und Fallen, ein Kichern und Seufzen, ein Hüpfen unsichtbarer Tropfen von Blatt zu Blatt, ein feines Aufklatschen auf der Wasserfläche der kleinen Ilm.

Fahl und erblichen schimmert Goethes weißgetünchtes Gartenhäuschen zu dem nächtlichen Wanderer herüber. Seine Fenster sind tot und erloschen; das Haus still; alles Lachen und Plaudern von ehedem verflogen. Mancher schöne Klang verzitterte dort in der Goldluft des Abends, wenn der kleine Fritz von Stein den großen Kinderfreund umsprang, wenn die edle Anmut einer Korona Schröter oder der Herzensreichtum einer erfahrenen Frau von Stein und so manche Spielgesellschaft des heitren Hofes den Park belebte oder bei Goethe zu Gast war. Heut' ist alles in Nacht verschlungen. Goethe ist tot; alle, die damals lebten, sind tot.

Goethe „tot"? Ich erschrak fast, daß ich in die Sprache des Werktags einen Augenblick entglitten war. Hier atmete freilich jener Menschen Körper, ja, mit allen Wunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Spezies Mensch behaftet, hier schrieben und wirkten ihre Hände und Begabungen, hier sprach und hustete und lachte ihre Kehle, hier traten ihre Schuhe und Stiefel auf — ja, auf ebendemselben Erdreich, auf dem ich jetzt, abseits von den Lebenden, in eine geheimnisvolle Nacht hinaushorche. Seit meinen Knabentagen im Grenzgebirge sind sie mir ungestorben und lebendig, die Großen von Weimar. Schillers tapfere Lebensführung und, in späteren Jahren,

Goethes breit-ruhige Weltanschauung waren der Traum meiner Jugend. Sind sie jemals für mich „tot“ gewesen? Die Worte lebendig und tot reichen da gar nicht mehr: sie waren und sind in mir. Was sind für den, der geistig schaut, Nähe und Ferne, Raum und Zeit, Leben und Tod? Nichts! Alles aber ist dein Zustand. Sorge, daß du in denselben Zustand wie jene Großen eintrittst: und du bist bei ihnen, bist ihr Freund und Bruder, sie sind in dir und du in ihnen. Und alle seid ihr in Gott, im Geist. Jahrhunderte sind ausgewischt, ihr unterhaltet euch — nach einem Wort Schopenhauers — über Täler hinüber von Berg zu Berg. Äschylos ist nahe; du erlebst mit ihm die Läuterung des Orest, die seine eigene Läuterung war, dem Wesen nach nicht unterschieden von Dantes männlicher Läuterung durch Hölle und Purgatorio. Er hatte die Kraft, im Spiegel einer Dichtung festzuhalten sein Schauen in Welt und Seele: schau' auch du in den Spiegel, und derselbe Zustand überkommt dich, dieselbe Hoheit rauscht in dich ein! So haben sich Goethe und Schiller erziehen lassen vom Lebensstolz und Allvertrauen der großen Griechen oder eines Shakespeare, eines Kant. So sind sie selber zu Führern gereift und richten nun uns wieder auf. So reichen starke Herzen und Geister schwachgläubigen Zeitaltern mächtig die Hand; so lernt die leicht verzagende und umsinkende Menschheit immer wiederum schreiten, bergan schreiten, immerzu bergan! Reihe dich ein in die Kette: — und die Kraft aller Großen durchströmt auch dich! ...

* * *

Ich atmete freier auf.

Und nun geschah Seltsames: es löste sich in der Nähe des Borkenhäuschens aus dem Dunkel der Nacht eine männliche Gestalt. Der schattenhafte Gast ließ den Regen achtlos auf den Hut und den umgehängten Mantel fallen. Ohne Umstände gesellte sich das unbekannte Wesen an meine Seite.

„Ihr Selbstgespräch“, so begann eine leise Stimme, „hat mich angezogen und reizt mich zur Anteilnahme. Zwar weiß ich das Angenehme eines nachdenklichen Ganges recht wohl zu schätzen;

aber erquicklicher sogar als das nährende Licht ist doch wohl mitunter ein ermunterndes Gespräch."

„Gern zugegeben," erwiderte ich mit unschlüssiger Allgemeinheit, „nur kommt es darauf an, mit wem und worüber man sich unterhält."

„Das ‚Worüber' scheint mir weniger wichtig", erwiderte mein Gefährte. „Ich meine, man kann jedes Ding zweckmäßig betrachten, wenn man die rechte freundliche Ruhe des Beschauens und etliche Vernunft und Kenntnisse mitbringt."

„Es kommt also auf die Menschen an, die sich miteinander unterhalten —"

„Und diese sind auch wieder ein gar verwickelt Ding und manchen Zufällen, Launen und Witterungen untertan. Es kommt auf den günstigen Augenblick an, mein Freund. Lassen Sie uns ohne weitere Einleitungen die Gunst des Augenblicks ergreifen und Ihrem stillen Gedanken gemeinsam weiter nachdenken."

Mich schauerte ein wenig. Woher kennt dieser sonderbare Nachtwandler meine stillen Gedanken? Hatte ich laut gesprochen, wie mir das manchmal in erregten Augenblicken geschieht? Aber ich war in einer ungewöhnlichen Traumstimmung befangen, und ich hing daher nüchternen Einwendungen nicht weiter nach.

„Halten Sie sich auch heute gegenwärtig," sprach mein Begleiter, „daß des Geistes Wesen stete Bewegung ist, daß ein milliardenhafter Schwarm von Gedanken und Gesichten unablässig durch uns hinströmt, wovon wir nur ein geringes Teilchen in unser Bewußtsein auffangen. Nun liegt es an unserem reinen und beharrlichen Wollen, daß wir nur bedeutende und förderliche Stimmen aus der Unendlichkeit in unsere Endlichkeit einlassen. Wir kleiden sie alsdann in Worte, wir setzen sie in Taten um — und lassen die so Geformten wieder hinaus unter die Menschheit. Glauben Sie meiner Erfahrung und Beobachtung, man tut gut daran, das Minderwertige nicht in die Phantasie einzulassen, denn das beschwert nur und verdrängt Besseres vom Platz. Es müßte denn sein, daß wir alles, auch das Häßliche, in Gold zu verwandeln die kraftvolle Gabe besitzen, was aber nicht

jedermanns Sache ist. Ihr habt ein grundverkehrtes Wort in eurer neugierigen und lüsternen Zeit: man müsse ‚alles gesehen' haben, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Unter dem ‚Alles' versteht ihr das Unnütze. Das Leben muß euch gewaltig lang scheinen, daß ihr dazu Zeit zu haben glaubt."

„Wir verstehen uns bereits vortrefflich", unterbrach ich, angenehm verwundert. „Unsere Zeit hat weder Aufmerksamkeit noch Stille genug für die inneren Gäste der Schönheit, von denen Sie sprechen."

„Und das ist sehr schade", fuhr er fort. „Ihr ahnt nicht, wie reich euer Leben sein könnte. Wenn ihr willige Gastherren seid, so werden sich jene Himmlischen immer williger einstellen. Euer Organismus wird von ihnen geläutert, gebildet, bereichert. Hättet ihr Menschen die Augen, diese emsige Arbeit unsichtbarer Besucher und Freunde zu schauen — möget ihr sie nun Götter oder Elfen, Heilige oder Engel nennen — ihr würdet erstaunen, wie licht ein wohlgebildeter Geist anzuschauen ist."

Das alles klang so ruhig und so beruhigend, so fest und einfach, daß ich stehen blieb und meinem Begleiter ins Gesicht zu schauen versuchte. Aber die zwiefache Hülle der Nacht und des beschattenden Wipfelwerks gönnte mir keine nähere Aufklärung. Ich sah nur die zerfließenden Umrisse einer Gestalt lautlos neben mir wandeln; ich hörte nur den Wohllaut einer nahen, leisen und doch wunderbar wohlverständlichen Stimme.

„Das liebe ich an Goethe," fuhr ich endlich fort, „ebenso wie an den Großen der Griechen oder an Shakespeare, daß er, aus Anlage und Grundsatz heraus, so gern das Lebendige und Fördernde überall anzog, mit seinem Wohlwollen, mit magnetischer Selbstverständlichkeit. Gutes ist wohl noch auch unter Abfällen und Lumpen, in Nachtasylen und unreinlicher Umgebung zu finden, behaupten freilich die Neueren; und sie haben hierin wohl nicht unrecht, sie glauben sogar hiermit ein neues Gebiet der Poesie hinzuerobert zu haben —"

„Wozu denn aber in verzerrten Menschenbildern suchen, wenn mir so viel schöne Landschaften und gut gewachsene Menschenpflanzen zur Verfügung stehen? Kann ich nicht an den letzteren reinlicher und plastischer deuten, was ich deuten will?"

„Nun, wir dürfen uns doch der Wirklichkeit nicht verschließen. Mir fällt dabei ein, daß allerdings Goethe weder Witzblätter noch Karikaturen leiden mochte, er wollte sich sein Weltbild nicht verzerren lassen; aber mir fällt auch ein, daß er zur Franzosenzeit, zur Zeit der Schlacht bei Jena, im Zimmer saß und sein ‚Innerstes bedachte'. Für uns moderne Menschen ist dies Verhalten etwas ganz Undenkbares!"

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Bester: Ist Ihnen aus Goethes ‚Italienischer Reise' bekannt, daß er auf der Seefahrt nach Palermo einen Sturm bestand? Ist Ihnen des weiteren bekannt, was er während dieses nicht unbedenklichen Wetters getrieben hat? Lief er auf dem Verdeck umher und versperrte dem arbeitenden Schiffsvolk den Weg? Saß er in seiner Kajüte und jammerte laut? Nichts von allem. In seinem Tagebuch vom Sonntag den 1. April 1787 steht zu lesen: ‚Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Pläne fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war.' Er tat also, und hier erst recht, was seines Amtes und was seinem Wesen und Naturell gemäß war. Er bewies mithin ‚Tatsachensinn', er erwies sich als ‚Realpolitiker', so lauten ja wohl bei euch die neuesten Ehrenworte — bei euch, die ihr in wissenschaftlichen Vermutungen fast verworrene und verwegene Phantasten geworden seid. Denn ihr habt ja wohl

dabeigesessen, als sich das Weltall aus dem Nichts entwickelte, und ihr wißt ja wieder einmal genau — was übrigens gewandte Geschäftsreisende und ähnliches Volk schon immer verfochten haben —, daß mit dem Tode ‚alles aus' sei. Forscher sind bescheiden, Seher sind ehrfürchtig — ihr seid weder dies noch jenes. Ihr vorlauten Aufgeregten laßt euch von tausend Dingen der Umwelt beherrschen. Ihr also habt keinen Tatsachensinn für eure persönliche Pflicht, ihr!"

„Das ist zwar für unsere Zeit ein erstaunlicher Vorwurf, aber ich verstehe Sie. Ich selbst leide darunter, daß unsere Zeit die höchsten und innersten Menschenwerte blindlings mit Füßen tritt. Zumal die verwirrte Dichtung — —"

„Auch Dichtung ist Tat. Aber da bekunde sich ein viel feinerer Tatsachensinn, als er eurem Geschlecht innewohnt! Eure Journale und Tagesblätter fälschen ja das Weltbild, denn sie bringen meist oder fast nur gemeine Dinge, die für die breite Öffentlichkeit ‚Interesse haben', wie man zu sagen pflegt: also Prozesse, Verbrechen, Unfälle, öffentliche Ehrungen, Paraden, Politik und Gehader, irgendwie also Dinge, die sich von außen her, vom platten Verstande vieler betrachten lassen, menschlich also nicht die höchsten und nicht die feinsten Dinge. Das stille Walten im warmen Hause, die reichen und tiefen Empfindungen der Güte, das Leid in einsamen, frommen und tapferen Seelen, die Stunden unscheinbaren und doch so wichtigen Glücks, das von heiteren Naturen ausgeht, alles Lachende in jungen Herzen und alles Still-Gute der gereiften Weisheit — wo sind denn diese Vorräte an inneren Gütern in euren Zeitungen? Abgehetzte Arbeitsnaturen tragen euch den Stoff zusammen — und ein Wesen der Unruhe und Herzenskälte strömt aus ihrem Werke, der Tageszeitung, in euch Leser über. Wenn ihr Tatsachensinn hättet, würdet ihr diese Tatsache zuallererst erkennen und danach tun."

„Aber unsere Literatur selber ist ja von diesem Geist unterjocht!" fiel ich ein. „Das ist ja das Furchtbare!"

„Dichtung ist Tat nur dann, wenn sie Herzblut ist", fuhr er fort. „Nur wenn eine Persönlichkeit jedes Wort mit Gehalt füllt

und darin widerschimmern läßt ihre eigene hohe Entwicklung. Seid doch ‚praktisch' und gestaltet euch selbst und euer Leben zu einem Kunstwerk! Stellt euch als Marmorbilder von Schönheit und Hoheit in den heiligen Hain deutscher und menschheitlicher Dichtung! Sucht euch Menschen und Ereignisse, an denen ihr fest und deutlich zeigen könnt, was Menschen und was Unmenschen sind! Ihr könnt ja so bunt und farbig reden, als ihr nur Lust habt, aber bleibt immer auf dem Grunde der Harmonie! Mein Freund, so beweist ihr Sinn für Realität. So seid ihr Nachgestalter der Schöpfung und Gehilfen Gottes, denn ihr sorgt für mannigfaltigen und tüchtigen Pflanzenwuchs. Könnt ihr das nicht, weil ihr zu unkräftig oder zu kurzsichtig seid, nun wohl, so bescheidet euch und mißbraucht nicht die Formen der Dichtung zu schädlichen Verzerrungen! Geht hinaus, werdet Heilkünstler und macht Menschen heil, werdet Lehrer und erzieht Menschen von Fleisch und Blut zu edlen Erscheinungen, werdet Beamte und helft regsam mitgestalten an der Harmonie des staatlichen Lebens — kurz, ihr unpraktischen Leute, beweist fördernden und ordnenden Tatsachensinn, statt das Unnütze zu vermehren!"

„Haben Sie Dank für Ihre Worte! Oh, wenn heut' Schiller und Goethe durch unser Geistesleben gingen, mit wieviel rascherem und stärkerem Tonfall würden sie Worte der Klage und Mahnung finden! Meinen Sie nicht?"

„Was der Gescheite weiß, ist schwer zu wissen."

„Hier wandeln wir in klärender Zwiesprache unter majestätischen Regenbäumen in Deutschlands Herzensgau und geweihter Stadt. Ich horche zwar hinaus in die Gegenwart — aber ach, ich spüre nichts, was sich mit hartem Persönlichkeitsstolz bemüht, streng und einsam das hoheitvolle Werk Goethes und Schillers fortzusetzen. Und fortsetzen müssen wir's doch! Denn mir bedeuten Schiller und Goethe keinen Abschluß: wir werden in religiösen, nationalen und kosmopolitischen Dingen noch weiterhin Tiefes und Feines, Starkes und Zartes, Charaktervolles und Weitsichtiges zu sagen haben, mehr als die flachere Zeit jener beiden großen Bergwanderer, wenn wir nur erst nach so vielen achtbaren Errungenschaften

der Außenwelt auch der Innenwelt wiederum Aufmerksamkeit gönnen. Sind Sie nicht auch der Meinung?"

„Das ‚Wenn' und ‚Ob' hat mich nie sonderlich beschäftigt. Tue jeder das Seine, und man wird ja sehen."

„Was tun? Ich bin heute so von Herzen mutlos —"

„Mein Herr Begleiter, ich kenne das Possenspiel der Literatur in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen. Die Fähigkeit, die innere Welt zu bedenken und mit der äußeren in Einklang zu bringen, ist heute wahrlich recht klein geworden. Aber setzen Sie tapfer Ihr Werk fort, nicht mutlos, nicht bitter, denn das wäre ja wiederum nur unschöne Verzerrung, und Sie würden eben dem Geiste untertan, den Sie bekämpfen. Halten Sie eine große Herzensruhe fest, die eben dadurch, daß sie sich in schön gefaßten Gleichnissen, in heitren Bildern und buntartigen Worten, Gestalten und Erfindungen ausstrahlt, feststeht im Wandel der Jahrhunderte. So werden sich die besten Geister daraus Helligkeit und Stetigkeit holen. Auf diese Weise wird das Feuer, das Prometheus der Erde gebracht, ein ‚ewiges Lämpchen', das nie ausgeht, weil immer neue Hüter dem Lichtlein Nahrung geben. Nicht die Lauten sind die Herren der Welt, sondern die geistig Stillen und Starken. Leben Sie wohl, mein Freund. Kleinmut verträgt sich nicht mit Ihrem Amt. Sage dein Wort und kehre zu uns heim! Es ist ja bald gesagt. Auf Wiedersehen!"

Die Gestalt war in das nasse Dämmerdunkel entschwunden. Im Tiefsten wundersam bewegt ging ich zurück in meinen Gasthof.

Weimar und Sanssouci

Mir liegt ein bedeutsamer und gedankenreicher Abend im Sinn, den ich im Park von Sanssouci verbracht habe. Die Parkwipfel troffen unter der Last der schwülen, vor Feuchtigkeit fast greifbar dicken Luft eines regnerischen Augustabends*). Sanssouci starrte durch den Nebelduft wie ein Gespensterschloß. Tropfen lösten sich in der Tiefe des Blätterwerks; ihr Fallen ging wie Seufzer durch den menschenleeren Parkwald. Keine Fontäne stieg. Ratlos schauten die undeutlichen Hermen und Bildsäulen in diese nordische Nebelmasse. Die entfernten Berge der Havel und die nahen Türme Potsdams waren zugedeckt vom herabgesunkenen Wolkenhimmel. Der Wache haltende Soldat schritt gleichmäßig und ganz langsam hin und her, wie der träge stockende Pendelschlag der Zeit. Letzte Besucher verließen die breite Freitreppe und entwichen wie Schattengestalten aus dem unheimlich stummen Bezirk des großen Königs.

*) Es war — nebenbei — der 22. August 1903: zu Berlin im Königl. Schauspielhause kam während dieses Regenganges mein Einakter „Der Fremde" zur ersten Aufführung.

Solche Abende hindern die Sinne an einer eigentlichen Ausfahrt. Indem du nun den spärlichen Stimmen des ahnungsreichen Nebelparkes zu lauschen glaubst, horchest du in dich hinein und spähst in die Tiefen der Zeiten.

Weimar und Sanssouci ... Zwei schwerwiegende Worte! Die deutsche Kultur des 18. Jahrhunderts liegt darin beschlossen.

Goethe und Friedrich der Große — beide einsam, und doch in ihrem Einatmen und Ausstrahlen gar vielsam. Beide gesammelt auf ihre Insel und doch eben dadurch Werte schaffend für das Ganze. Deutsche Baumeister alle beide.

* * *

In einer Familie entfaltet sich nach und nach ein gemeinsames Fluidum, ein bestimmter Familiengeist, wozu die stärkste Persönlichkeit das Hauptsächlichste beiträgt.

So war Weimar eine Familie mit ausgeprägtem Charakter. Und so das friderizianische Preußen.

Der König stand hier im Brennpunkt; er strahlte seine Persönlichkeit aus, er gab das Gepräge. Eigene Anlage und strenge Schicksale hatten ihn zur Einkehr und Sammlung gezwungen. Das Willenselement seines Vaters kehrte in ihm verfeinert wieder. Alles, was in seine Welt eindrang, ward von ihm in Energie umgesetzt oder abgestoßen. „Kurz und vive" war sein Sprechen wie sein Handeln. Offensive war sein Element, nicht nur notgedrungen, wie er einmal im Siebenjährigen Kriege an Marquis d'Argens schreibt, sondern aus innerster Natur.

So entwickeln sich in ihm rascher Verstand, klarer Ordnungssinn, Sachlichkeit, Gerechtigkeit, Sparsamkeit, Pflichtbewußtsein: Tugenden eines Herrschers und Feldherrn, Königstugenden.

Unterstützend kam hinzu, daß ihn keine Liebe des Weibes von dieser strengen Linie ablenkte. Ein tändelnd Schmachten, wie es die Rokokozeit liebte, ein Seufzen in beschwerenden Banden tieferer Leidenschaft war ihm unbekannt. Der Geschwindschritt seiner unermüdlichen Arbeitskraft kannte kein Idyll. An seiner Mutter und

an seinen Schwestern, zumal an der Markgräfin von Bayreuth, hing er mit zärtlichster Liebe. Im übrigen hatte er sein Flötenkonzert und seine launigen und gehaltvollen Tafelgespräche.

Krankheit freilich hängte sich lebenslang an diesen Mann der Tat. Aber auch sie zwang er nieder. Ja, der körperliche Schmerz ward gerade sein Erzieher: er übte daran seine innere Widerstandskraft — wie an den Niederlagen auf den Feldern des Siebenjährigen Krieges. Thiébault erzählt in seinen Memoiren eine bezeichnende Erinnerung, die uns den ganzen Mann zeigt. Der König ließ eines Abends den genannten Akademiker nebst dem Obersten Guichard (Quintus Icilius) an sein Feldbett rufen. Er lag da unter seinem Mantel, die unvermeidlichen Stiefeln an den Füßen, den Hut auf dem Kopfe und darunter ein weißes Schnupftuch als Kopfbinde. Der Gichtkranke war gefoltert von Schmerzen. Aber in seiner bekannten Vorliebe für philosophische Gespräche ersuchte er die beiden, sich untereinander zu unterhalten, gleichviel worüber; er wolle nur zuhören, weil zu leidend, um selber teilzunehmen. Peinliche Pause! Worüber sich vor einem kranken König unterhalten? Endlich beginnen sie, ungeschickt, zaghaft: — und sofort greift der König ein und fällt in ätzenden Sarkasmen über den hilflosen Guichard her. „Allmählich ging er aber auf andere Gedanken über, die ihn zu einer Prüfung und einem Vergleich der verschiedenen Regierungsformen führten. Und nun wurde seine Rede ebenso ernst, wie ihr Gegenstand wichtig und delikat war. Der Oberst und ich konnten nur dabei sitzen und stumm zuhören. Der König, der so große Schmerzen litt, wenigstens zeitweise, sprach ganz allein bis nach neun Uhr. Aber fast jede Viertelstunde unterbrach er sich, weil er vor Schmerzen nicht weiter konnte; dann rief er seine Bedienten und ließ sich einen Löffel von irgendwelcher Arznei geben; hierauf fragte er uns, wo er stehengeblieben wäre, und fuhr in seinem Gedankengang fort. So bot er uns das Schauspiel eines beinahe todkranken Königs, der so heftige Leiden ausstand, daß sie ihm oft einen schrillen Schrei abpreßten und er sich minutenlang zusammenkrümmen mußte, und der trotzdem mit

größter Klarheit den Ideenkreis seines Stoffes durchmaß und mit der vollkommensten Unparteilichkeit die Menschen und die Gesellschaft, unsere Bedürfnisse und unsere Leidenschaften beurteilte" ... So körperbeherrschend war die Gesundheit seines Geistes und seines Willens.

„Alles in diesem Staate war Nerv und Kraft", sagt er einmal von dem römischen Staatswesen in seiner Schrift über die deutsche Literatur. Wörtlich paßt das auf ihn selber. Wohl zeichnet ihn Höflichkeit des Herzens und, wie viele seiner Briefe bekunden, heftiges Empfinden aus: übergeordnet jedoch war der Wille.

In manchen dieser Tugenden und Kräfte erinnert er an Kant, dessen zerbrechliches Gehäuse gleichfalls von der Elektrizität seines befehlenden Geistes zusammengehalten ward, dergestalt, daß die Namen Kant und kategorischer Imperativ e i n e n Begriff bilden.

Man weiß, wie sich Kant gewaltsam an regelmäßige und frühe Morgenstunden gewöhnte; genau nach der Uhr ging sein Tagewerk. Willen und Vernunft waren die herrschenden Kräfte, nicht Gefühl, nicht Stimmung. Dasselbe gilt von Tagewerk und Arbeitsplan des großen Königs. Der deutsche Geist, erschlafft seit dem Dreißigjährigen Kriege, ging zum ersten Male wieder schöpferisch ans Werk; und zwar begann er mit dem Organ, das am meisten darniederlag: mit dem W i l l e n, geleitet von einer vertieften V e r n u n f t.

So stehen Friedrich und Kant an der Spitze einer geistigen Erneuerung: einer W i l l e n s - Erneuerung.

Noch immer zwar galt die alte Staatsform des Absolutismus. Aber dem herrischen Worte L'Etat c'est moi des Roi Soleil war der Stachel genommen. Es hatte sich unter Friedrichs Händen verwandelt in das weise und gerechte Königswort: Ich bin meines Staates erster D i e n e r. Und Diener waren alle anderen, wichtig jeder, wenn er sich nur eingliederte. Das architektonische Gefühl für die Harmonie des Ganzen war gewachsen: hierin war der König eines Sinnes mit Weimar. Der einzelne konnte sich wiederum fühlen und achten; das Individuum galt wieder. Es ging ein Hauch von Freiheit und Gerechtigkeit von solchem „Absolutismus" aus,

unter dem jeder nach seiner Fasson an seiner Seligkeit wirken konnte, wenn er nur mit Vernunft und Pflichtbewußtsein sich der Staatsform und dem Wohle des Ganzen einzufügen gewillt war.

* * *

Und nun ermesse der sinnende Betrachter, was denn wohl dabei herausgekommen wäre, wenn dieses energische „Sanssouci" uns eine Poesie hätte bescheren wollen!

Mit anderen Worten: laßt uns den Reichtum und die Vielseitigkeit unseres deutschen Geistes und Gemütes preisen, die ein so ganz anders gestimmtes Weimar nach solchem scharf ausgeprägten Sanssouci ermöglichten!

„Von des großen Friedrichs Throne ging sie schutzlos, ungeehrt" — nämlich die Muse deutscher Dichtkunst. Wir von heute, die wir beide Geisteswelten überschauen, wir klagen nicht, wie hier Schiller geklagt hat, wir freuen uns dieser reichen Entwicklung.

Gerechtigkeit ist des Staatsmanns erste Tugend; aber die Tugend des Dichters ist Liebe. Rascher, klarer, schlagfertiger Verstand, verbunden mit Entschlußkraft, ist des Feldherrn erste Kraft; aber die Kraft des Dichters ist Durchwärmen und Durchsinnen seiner Gestalten und organisches Reifenlassen seiner Gedanken. Es sind zwei völlig verschiedene Fähigkeiten in demselben menschlichen Organismus.

Dort wesentlich Verstand — hier wesentlich Gefühl. Dort Voltaire — hier Rousseau. Dort Rom — hier Hellas. Dort Vernunft und Moral — hier seherische Empfindung und Anschauung. Dort energisches Vorwärtsdrängen — hier Besinnung und Vertiefung.

Friedrich empfiehlt zur Hebung des Geschmacks vor allem Sprachstudien, und zwar der älteren Kulturen, Roms und Griechenlands, aber auch Frankreichs und Englands. Er versteht darunter kein Herdersches Tasten nach dem inneren Poesiewert der Sprache, nein, er meint eine Art Rhetorik: Knappheit, Klarheit, Gedrungenheit. Frankreich in seiner klassischen und nachklassischen Literatur-

Epoche schwebt ihm bei alledem vor; Racine und Voltaire sind seine Lieblingsdichter.

Und so war der literarische Gesichtspunkt dieses einsichtsvollen und willensstrengen Königs, der sein Leben als ein einheitlich Kunstwerk lebte, lediglich der „gute Geschmack". Was aber verstand er unter gutem Geschmack? Innehalten der künstlerischen und sprachlichen Regeln.

„Damit unser Stil knapper werde, ist jede unnütze Einschaltung zu beseitigen; zur Erlangung von Energie sind die alten Schriftsteller, die sich kräftiger und anmutiger ausdrückten, zu übersetzen. Bei den Griechen sind die Thucydides und Xenophon zu nehmen, nicht zu vergessen die Poetik des Aristoteles. Besondere Sorgfalt ist darauf zu verwenden, die Kraft des Demosthenes gut wiederzugeben. Von den Lateinern werden wir das Handbuch des Epiktet, die Betrachtungen des Kaisers Mark Aurel, Cäsars Denkwürdigkeiten, Sallust, Tacitus, die Dichtkunst des Horaz nehmen. Die Franzosen können uns die Gedanken von Larochefoucauld, die Persischen Briefe (Montesquieu), den Geist der Gesetze (Montesquieu) liefern. Alle angeführten Bücher, von denen die meisten sentenzenreich geschrieben sind, werden die Übersetzer nötigen, müßige Ausdrücke und überflüssige Worte zu meiden; unsere Schriftsteller werden ihren ganzen Scharfsinn aufwenden, um ihre Gedanken knapp zu fassen, damit ihre Übersetzung dieselbe Kraft besitze, die man an den Originalen bewundert. Jedoch müssen sie, wenn sie ihren Stil gedrungener machen, wohl zusehen, daß sie nicht dunkel werden; und um Klarheit zu bewahren, die erste Pflicht jedes Schriftstellers, dürfen sie nie von den grammatischen Regeln abweichen" ... So ermahnt Friedrich der Große die deutsche Muse! Es ist ein künstlerisches Behagen, zu beobachten, wie streng einheitlich das alles zu der Lebens- und Staatsauffassung des Königs stimmt.

Aber Natur und Frauen — sie sind die Erzieher des Dichters. Wie sollte der Mann, dem kein Rousseausches Natur-Evangelium aufgegangen war, der Mann, der keiner Frauenliebe Einfluß gestattete, jemals in sich erleben, was Poesie ist?

Und wie sollte dieser strenge, klare König zu Shakespeare ein Verhältnis finden, zum besten Frauengestalter, zum naturstärksten Poeten der Neuzeit? So vernehmen wir denn, ganz folgerichtig, über Shakespeare in Friedrichs Schrift folgende Worte:

„Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack in Deutschland herrscht, brauchen Sie nur ins Schauspiel zu gehen. Dort werden Sie sehen, wie die abscheulichen Stücke von Shakespeare, in unsere Sprache übersetzt, aufgeführt werden und wie das ganze Publikum beim Anhören dieser lächerlichen, der Wilden von Kanada würdigen Farcen vor Freude außer sich ist. Ich nenne diese Stücke so, weil sie gegen alle Regeln des Dramas sündigen. Diese Regeln sind nicht willkürlich, sie finden sich in der Poetik des Aristoteles ... Da treten Lastträger und Totengräber auf und halten ihrer würdige Reden; darauf kommen Prinzen und Königinnen. Wie kann dies wunderliche Gemisch von Niedrigkeit und Größe, von Possenhaftigkeit und Tragik rühren und gefallen?"

Das ist der deutlich ausgesprochene romanische Formalismus. Genau so urteilte Voltaire; und der französische Geschmack muß eigentlich immer so urteilen. Aber nur der französische Geschmack? Auch der römische Geschmack, sogar der griechische: denn selbst das altgriechische Kulturdrama mit seiner sorgfältigen Sprachbehandlung ist ein so wohlgefügtes Bauwerk, hat so viel „Kultur", gegenüber der „Natur" in Shakespeare, daß dies alles den Idealen des Königs, auch wenn wir sie vertieft fassen, bedeutend näher steht als gerade Shakespeares formensprengende Gemüts- und Phantasiekraft.

Und hier will ich eine weiter schauende Betrachtung einschieben. Man fasse die Literaturepochen Europas mit einem weiten Blick, und man wird erkennen, daß man zwischen kunstbewußter Kulturdichtung und mehr gefühlsmäßiger Naturdichtung unterscheiden muß. Man wird unsere beliebte Wendung „romanischer Formalismus" etwas einschränken müssen: zwar die Romanen als solche neigen zu bewußtem Formalismus, aber auch die Romanen als ältere Kulturvölker. Wenn eine kräftige Zeitepoche oder eine einzelne Persönlichkeit schaffend einsetzen, so lieben sie beide allemal erst

hitzigen Überschwang, womit Sprengung überkommener Formen verbunden zu sein pflegt. Bald aber lernen sie haushalten, bald suchen sie selber, in Sprache und Gedanken, nach geschlossenen, das Erworbene zusammenhaltenden Formen. So sehen wir, nach dem Götz und den Räubern, in Weimar eine Iphigenie und einen Wallenstein. So haben wir nach Shakespeare einen Milton; nach Alexander Pope dann umgekehrt wieder Burns und Ossian; nach Goethes strengeren Formen den Überfluß der Romantik. Und so könnte man fortfahren, Gegensätzlichkeiten und Ergänzungen nachzuweisen, die tief und wohltätig in der Menschheit begründet sind. Aber wir Deutschen — das ist richtig — werden immer die aus der Natur des Herzens entsprossene Dichtung höher stellen als die Kulturdichtung des Kopfes. Denn das seherische Herz, sagen wir mit Jean Paul und denken wir mit Goethe, „denkt den größten Gedanken". Und warum soll sich nicht reife und feine Form damit verbinden lassen?

Das seherische Herz ... das Herz, das sich an der ewig wunderbaren und geheimnisvollen Schöpfung und an der ebenso wunderbaren und geheimnisvollen Frauenseele entfacht und entfaltet hat: das war Sanssoucis Grenze. In dies Revier ist Friedrich nicht vorgedrungen. Er konnte gar nicht dahin vordringen; denn gerade durch den Verzicht auf diese Eigenschaften ward er ja so fest, so streng und geschlossen. Und nur durch solche strenge Geschlossenheit hinwiederum konnte Sanssouci für deutsche Kultur das leisten, was es geleistet hat. Wieder einmal waren eines Mannes stark entwickelte Kräfte zugleich seine Beschränktheiten. Es mußte sich neben und nach ihm ein Weimar entfalten, um das Gleichgewicht herzustellen; es mußte nach und neben den Staatsarbeiten des Kopfes nunmehr das Herz Deutschlands seine Sprache offenbaren.

* * *

„Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

So jubelt Goethe, als es nach viermonatlicher Abwesenheit an süddeutschen Höfen wieder nach Weimar geht. Es sind die Schlußworte eines der unzähligen Zettelchen und Liebesbriefe an Frau von Stein.

Am 14. Januar 1780 — des Jahres, in dem Friedrichs Schrift über die deutsche Literatur erschien — führt er die geliebte Frau dann zum erstenmal nach jener Reise wieder auf die Redoute. Und nun laufen die nachbarlichen Zettel und Grüße tagtäglich hinüber und herüber.

„Nach meinem schönen Spaziergang heut' früh" — so lautet der Gruß vom Tage des Frühlingsanfangs — „möcht' ich auch einen guten Mittag bei Ihnen haben. Wenn Sie zu Hause essen, so komm' ich und bringe Ihnen Schneeglöckchen."

Wir sind sofort in einer anderen Welt. Des Dichters Gartenhaus steht in einem ganz anders wachsenden Park. Dort, in Sanssouci, dehnt sich Gesetz und Regel auch auf den Terrassenpark aus, über dem sich das klare und strenge Schloß erhebt. Hier empfängt uns, statt der stattlichen Fontäne, ein munteres Thüringer Bergwasser. Ein neckisches Gewirr von Zweigen und Blüten spiegelt sich darin; abends erschreckt ein badender Dichter vorübergehende Wanderer; unbefangene Freiheit herrscht im Wachstum der Pflanzen wie in den Verkehrsformen. Und wie oft spät in die Nacht ist das unphilosophische Gartenhaus munter! Der Dichter hat die „Gras- und Wasseraffen" bei sich, Frau von Steins Kinder; sie backen Eierkuchen, warten ein Maigewitter ab und bleiben über Nacht. Oder der Herzog und noch ein paar „Vertrautinnen", zu denen sich Seckendorf gesellt, (die Damen Neuhaus und Schröter) sitzen im Garten, „lärmen viel und machen viel Unordnung". In mancher Sommernacht liegt Goethe unter blauem Mantel auf dem Altan, „unter einem herrlichen Gewitter, das den ganzen Süd überleuchtet". Und die Frösche der nahen Ilm „schrillen ihm den Kopf wüste".

N a t u r und L i e b e! Das sind die zwei reizenden Führerinnen in der Poesiewelt von Weimar. Man neigt hier zu Scherz und Maskerade; man durchleuchtet hier rokoko-heiter mit Reim und Blumengebinde, mit Festspielchen, „Miseleien" und Ausflügen die nicht sehr angestrengten Tage. Und sogar tiefere Leidenschaft nimmt nicht eigentlich tragischen Verlauf: sie wird besänftigt und verklärt durch Anmut und Würde. Ein Fall wie der Selbstmord der Christel

von Laßberg gehört noch in die Werther-Siegwart-Epoche. Die Wucht und Schwere eigentlicher Tragik — wozu etwa Kleists und Hebbels grüblerische Naturanlagen neigen — war hier gleichfalls eine Unmöglichkeit. Denn alles strebt nach Bejahung. Selbst Fausts Gretchentragödie wird als Bruchstück empfunden: es läßt diesem verklärungskräftigen Dichter keine Ruhe, bis auch dieser tiefste Mensch eingegangen ist zur *Harmonie*, die der Gottesschöpfung tiefster Sinn und Wille ist.

Gerade dieses Jahrzehnt (1780—1790) umfaßt nun Goethes bedeutsamste Entwicklungsepoche. Am Eingang dieser zehn Jahre leuchten noch die sonnig-leichtsinnigen Tage von Jung-Weimar, bereits gemildert durch die führende Frau; an ihrem Ausgang steht Goethes Vereinsamung, aus der dann in langsamer und weitsichtiger Arbeit das dauernde, gereifte, geistige Weimar im Bunde mit Schiller erstehen sollte.

Während Friedrich noch den „Götz" — das einzige, was er von Goethe wußte — als eine „abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" verwarf, hatte sich hier bereits die Iphigenie geformt, der Tasso war im Werden, zahlreiche Lyrik und kleine Spiele strömten einen Hauch Goetheschen Wesens aus — und der wachsende Dichter schwelgte in Thüringens Natur, in den kleinen Geschäften, Reisen, Abwechslungen seines Amtes und besonders in der alles verklärenden Liebe zu seiner thüringischen Edelfrau.

„Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast . . . Ich habe hundert Pläne, die ganz sachte in mir lebendig werden . . . Wir sind im Lande herumgeritten, haben böse Wege gesehen, in die viel verwendet worden ist und die doch nicht gebessert noch zu bessern sind, haben gute, in der Stille lebende Menschen gefunden und an Leib und Seele Bewegung gehabt . . ."

„An meinem Schreibtisch. Es regnet, und der Wind spielt gar schön in meinen Eschen. Ich suche Sie und finde Sie nicht; ich folge Ihnen nach und erhasche Sie nicht. Es ist nun die Zeit, da ich Sie täglich zu sehen gewohnt bin, ausruhe und mich mit Ihnen in ganz freien Gesprächen von dem Zwang des Tages erhole . . ."

„Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden. Seit Sie weg sind, hab' ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre . . . Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab . . . Mein Leben ist sehr einfach, und doch bin ich vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt; ich sehe fast niemand als die, mit denen ich zu tun habe . . ."

„Wir wollen uns lieb und wert behalten, meine Beste; denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt . . ."

„Der erste Akt der ‚Vögel' ist nahezu fertig; dazu hat Ihre Abwesenheit geholfen. Denn solang Sie da sind, lass' ich mir's in unbeschäftigten Stunden so wohl sein und erzähle Ihnen, was alles in dem Augenblick mir die bewegte Seele eingibt, dem mach' ich Luft, wenn sich's tun läßt. Und wenn Sie nicht da sind, hab' ich niemand, dem ich so viel sagen kann; da muß es einen anderen Ausweg suchen."

So tönt es aus Sommerbriefen jenes Jahres 1780. Wie Sonnenschein auf die Frühlingserde, so wirkt in Weimar Frauenliebe lösend und lockernd auf das Dichterherz. Worte sprudeln wie Wasserbäche, Werke wachsen wie wilde Blumen, alles ist von einer aufwärts drängenden Freudigkeit.

Und der Herbst des Jahres setzt diese köstlichen Bilder und Stimmungen fort.

„Auf dem Kickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingenderen Sprache Aletrüogallonax nennen könnte, hab' ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, dem Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedanken zusamt von heute aufgeschrieben wären! Es sind gute Sachen drunter."

„Meine Beste, ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das so frisch noch wie von gestern angezeichnet steht, geküßt und wieder geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausatmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen

Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe und diese Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werter zu machen seiner Liebe und der Ihrigen."

„Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenuntergangs mich zu freuen. Die Aussicht ist groß, aber einfach."

„Die Sonne ist unter. Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen die aufsteigenden Nebel zeichnete; jetzt ist sie so rein und ruhig und so uninteressant als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet . . ."

„Nach zehnstündigem Schlaf bin ich fröhlich erwacht. Oh, daß doch mein Beruf wäre, immer in Bewegung und freier Luft zu sein!"

Immer neu, ewig beweglich und seltsam ist das wogende Werden dieses innerlich Unbegrenzten.

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie."

So klingt's aus diesen thüringischen Reisetagen. Der Oktober zwar wird wieder einmal durch ein Mißverständnis getrübt; an einem schlimmen Tage schreibt der Dichter: „Wäre der Herzog nicht den Berg mit hinaufgegangen, ich hätte mich recht satt geweint." Aber am 7. November heißt es wieder:

„Heut' sind's fünf Jahre, daß ich nach Weimar kommen bin. Es tut mir recht leid, daß ich mein Lustrum nicht mit Ihnen feiern kann. Gestern hatten wir recht schön und wunderbar Wetter, kamen sehr vergnügt hierher. Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir's ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahre

besser werden. Ich rekapituliere in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger; er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb!"

Und zwei Tage drauf, wie eine Summa unter eine Rechnung:

„Ich wollte anfragen, ob Sie diesen Nachmittag zu Hause sind. Ich käme von Hof herüber und brächte die erste Szene des Tasso mit."

So entsteht Dichtung! Aus dem überfließenden Reichtum seelischen Erlebens! Besonnt von Liebe, hervorgelockt von zärtlicher Innigkeit, durchweht von der freien Luft der Wälder und Hügel.

Zu Weihnachten schenkt ihm Frau Charlotte, als Ansporn zur Vollendung des „Tasso", Schreibzeug mit Feder.

„Ich danke recht sehr" — antwortet der Dichter — „und weihe hiermit Ihre Feder ein . . . Mein Tasso liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?"

Mit diesen Worten, aus denen Tatendrang durch die Klage klingt, schließt der Silvestertag 1780.

Nur eine einzige Linie, freilich die Hauptlinie in Goethes innerer Welt, haben wir uns auf raschem Gang ins Gedächtnis zurückgerufen. Aber es genügt, um uns innewerden zu lassen: hier wandelt Frau Poesie sichtbar auf Erden — Frau Poesie, nach der in demselben Jahre der größte König der Zeit schmerzlich und vergeblich Ausschau hielt.

* * *

Es ist ein künstlerischer Genuß, die scharf ausgeprägte Hohenzollern-Linie zu verfolgen, vom Großen Kurfürsten über Friedrich den Großen bis zu unserem regierenden Kaiser. Es ist Deutschlands politische Linie. Es ist sozusagen des Reichskörpers Willens-Rückgrat. Alle menschlichen Tätigkeiten, die in besonderem Maße Energie und Ordnungssinn verlangen, kommen hier meisterhaft zum Ausdruck. Ganz besonders die Straffheit des Militärs und die Korrektheit des Beamtentums sind Tugenden von Sanssouci.

Aber Weimar? Weimar liegt nicht in dieser Richtung, kann nicht in dieser Richtung liegen. Es wird in alle Kunstpflege, die von Sanssouci ausgeht, gar leicht ein Element der Bewußtheit, ein Element von Politik und Energie hineingetragen. Weimar aber muß sich, wie eine zarte Pflanze, die aus Geheimnissen der Schöpfung emordringt, möglichst in einer freien Stille entfalten. So lange das politische Deutschland — ich könnte ebensogut sagen: das wirtschaftliche — an harter Arbeit ist, kann das dichterische Deutschland nicht zu Worte kommen. „Inter arma silent musae" — das gilt nicht nur von Schlachtfeldern.

Ein neuerer Schriftsteller hat diese Gegensätze landschaftlich zu veranschaulichen gesucht. In seinen „Gedanken über Goethe" stellt Victor Hehn einen Wesens-Gegensatz zwischen dem deutschen „Südwesten" und dem deutschen „Nordosten" fest. Goethe läßt er aus der südwest-deutschen fränkischen Ecke erwachsen und Deutschland das Eiland Weimar spenden. Dem anders gearteten Sanssouci (um in unserer Sprache zu bleiben) gibt er hingegen ein märkisches Gepräge und will es auf politische Tüchtigkeit beschränkt sehen. Bismarck, meint er, sei eine Fortsetzung Friedrichs des Großen. Und so erwartet er von der südwestdeutschen Ecke her eine Fortsetzung Goethes.

Ist dies etwa bloß geistreiche Spielerei? Nein, dieser Schriftsteller hat mit dieser klaren Formulierung, wenn man in großen Umrissen bleibt (denn wie sehr sind wir Deutschen durcheinandergeschüttelt worden!), nicht ganz unrecht. Sind nicht in den Deutschen der Hügelgelände, in den Seelen der Mainfranken, Thüringer, Hessen, Rheinländer, Schwaben usw., in der Tat wichtige Bestandteile, die den Bewohnern der Sand-Ebene abgehen? Laufen nicht bei uns die Wasser und Worte, die Gedanken und Empfindungen rascher und heller? Sind nicht die Menschen unbefangener, traulicher und weit weniger „formell" oder „korrekt"? Ist nicht die Landschaft, die unsere Augen und Herzen tagtäglich erfreut und bildet, reicher und gefälliger? Sind nicht Hügelungen überhaupt gleichsam ein Gebet der Erde, gleichsam emordrängende Schollen, die das

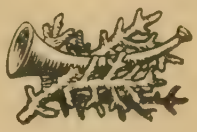
Licht suchen? Und wo spiegelt sich das alles wider im jetzigen deutschen Dichten? — Nicht nur dem deutschen: dem europäischen Geiste, der Menschheit wär' es Wohltat und Erlösung, wenn nach so viel einseitiger Verstandes-Entfaltung auch wieder „Weimar" zu vertiefender Wirkung käme.

Friedrich starb in demselben Monat desselben Jahres (1786), in dem Goethe zu Karlsbad die Vorbereitungen zur heimlichen Flucht nach Italien betrieb. Durch diese Flucht wandte sich Goethe endgültig vom politisch-nationalen Deutschland ab und suchte das zu erneuernde künstlerische Deutschland, zu dem er in herber Sonderstellung den großen Grundstein gelegt hat.

Nicht ohne Bewegung liest man Friedrichs bekannte Weissagung am Schlusse seiner Mahn- und Klageschrift:

„Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsre verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, von einem Ende Europas bis zum andren dringt. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Mir geht es wie Mose: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Er hatte seine Kulturarbeit getan, der nimmermüde König. Er konnte nun die Melodien des Thüringer Waldes wirken lassen.



Ein Morgengang

Tun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

Goethe

Meine liebe Freundin!

Ob ich noch lebendig sei? Wie schmerzlich fragender Harfenton kommt das aus den Wäldern des „Elfenlandes“ und besucht mich hier in der wohltätigen Stille Weimars. Es ist mir ein kleines Fest, Ihnen zu antworten. Werden Sie aber auch vorlieb nehmen?

Menschheitsfragen denk' ich nach und forme sie, wie es eben glückt. Und wenn es Ihnen recht ist, so lassen Sie mich Ihnen einen Duft davon in diesem Briefe senden, wie man Tannenreis oder Veilchen zum beschriebenen Papier legt.

Ich habe mir einen Sonntag in Weimar dazu ausgesucht. Von hier aus seh' ich die fernen Freunde auf ihren thüringischen Hügeln wandeln. Auf Hügeln scheint mir der Feiertag besonders festlich. Denn in ihren Hügeln und Bergen reckt sich die Erde gleichsam empor und sucht der Sonne näher zu kommen. Auf den licht-

näheren Hügeln pflanzten daher die Menschen, als der religiöse Gestaltungsdrang noch ursprünglich war und wuchtige Formen verlangte, ihre Sonnentempel, ihre Druidenaltäre und Gotteskirchen. Aus den Glockentürmen dieser Kirchen steigt heute noch, wie ein Duft aus Blumenstengeln, metallener Klang hinaus ins Weltall und hinunter in die Wohnstätten der Menschen.

An Sonntagen ist die Lufthülle der Erde stiller als sonst oder doch melodischer als sonst. Die Werktagsgeräusche sind verstummt, und statt ihrer schwingt die Luft in den Schallwellen vieler Glocken und Gesänge. In England, wo sogar die rauhen Laute der fahrenden Eisenbahnen am strengen Sonntag aufhören, spürt man das noch mehr. Wenn man morgens die Fenster öffnet, zieht mit der wohllautvollen, schwach bewegten Luft der Tag des Friedens mit gradezu auffallender Ruhe in Sinn und Seele ein.

Ich habe mir den Frieden dieses mild-melodischen Sonntags ausgesucht, verehrte Freundin, um Ihnen zu verraten, — daß ich zwar auf ein Weilchen verschollen, aber hoffentlich im tieferen Sinne des Wortes „lebendig bin".

Hören Sie also einiges aus meinem Tagebuch!

* * *

Weimar ist heute sonnig und heiter. Farbenüberfluß zittert aus der Sonne herab in alle Gassen und Ecken, hängt sich an alle Fenster und wo sonst noch etwas zu glitzern vermag, reitet auf Giebeln und schreit in lärmenden Spatzen von allen Morgendächern. O Sonne von Weimar, lächle auch mir!

Ich hatte in der Nähe des Parkes übernachtet. Einer meiner ersten Blicke heute früh fiel auf das Bronzestandbild des Mannes, der sich die Losung „Licht, Liebe, Leben" über sein Wirken gesetzt (Herder), vor dem dunkelgrauen, angestäubten Dom.

Dahinter aber, jenseits des menschenleeren Domplatzes, betrete ich nun den Park von Weimar, den ich in der gestrigen Regennacht in so seltsamer Zwiesprache durchwandert habe. Schon seit Stunden rufen hier die Amseln. Die Gräser und Dolden läuten

schon lange die leisen Sonntagsglöckchen. Mücken schwirren, Spinnen klettern, Tautropfen blinken, das innige Leben des betauten und noch regenfeuchten Morgengrases fing längst sein Leuchten und Glitzern und Wispern an. Darüber, in den großen Bäumen, geht der ruhige Hauch der Morgenluft langsam hin und her. Es pulsiert hier alles mit der Lebensenergie einer Beethovenschen Symphonie.

Ihr kennt die eigentümliche, den Körper wohlig überrieselnde Prickelkühle, mit der man in ohnedies höher gespannten Reisetagen aus einer guten Nachtruhe in reinliche Morgenfrische hinaustritt. Alles ist blank gewaschen wie der Mensch selbst. Die Natur ist wie ein lachendes Mädchen, das mit hübsch angekämmten Haaren, festgebundenen Zöpfen, kühlen Händen, hell und rein ins Zimmer tritt, in dem schon die Familie beim Frühstück wartet: ein Leuchten geht durchs Zimmer bei ihrem Eintritt. Wir sind verjüngt an solchen Morgen, Unternehmungslust und Neugier auf die Überraschungen des Tages sitzen uns in Augen und Gliedern, ein großer Zug ist unserer Phantasie eigen.

So zog ich in dieser Morgenfrühe durch das reinliche Weimar.

* * *

Hell und schmuck lächelt heute Goethes Gartenhäuschen herüber, gar nicht erblichen, gar nicht tot, nein, so natürlich und freundlich wie alle anderen Gegenstände in diesem klaren Morgenlicht. Die Wiesen sind von Taukügelchen und Spinnennetzen auf das entzückendste überglitzert. Zärtlich weben und wispern die Schimmergebüsche am Rande der Ilm. Diese selbst aber hat noch trübe Augen, sie kommt von Kammerberg und Ilmenau, aus den verweinten Gebirgen. Es flüstern Grazien und Sylphen durch diesen wehenden Morgen, es fliegt um mich her, die Luft ist voll holder Geheimnisse.

Und hier, was grüßt mich in Menschensprache vom Felsen? Es ist ein Spruch, eingemeißelt in eine Tafel. Diese Verse haben gestern einen feinen Trost in meine Seele geworfen, als ich neben einem plaudernden Freunde schweigsam durch diesen Parkwald

schritt. Nun steh' ich im Sonnenflimmer vor demselben Wort, das in mancher Zeile merkwürdig in meine Tage paßt:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie dem Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hilfreich zu sein.

„Was sie dem Menschen versagten —" wie weh das klingt! Sollten wir nicht solchen, die uns vertrauen, ebenso tröstlich und hilfreich sein können wie die Buschnymphen des Parkes? Weshalb nicht? Etwa weil wir nicht mächtig genug sind? Oh, an Trost und Hilfe, was gibt es Stärkeres als ein Menschenherz! Oder vielleicht — weil wir einander zu wenig vertrauen?

All ihr Menschen von Wert, laßt uns einander festhalten mit dem Herzen, wie die Sonne ihre Planeten festhält, wie von Gestirn zu Gestirn und von Mensch zu Mensch ein elektrisches Spannungsverhältnis herrscht. „Edel sei der Mensch" — nicht nur die Nymphe des Parks — „edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Viel stärker ist die Künstlerkraft des reingestimmten Herzens als alle Nymphen und Dryaden, als alle Grazien und Sylphiden. Es ist ja nur Umschreibung und Keuschheit, wenn wir diesen von unserem heißen Atem belebten Geschöpfchen Kräfte zuschreiben, die uns selber zu eigen sind. Wir selber, wir Menschen — das Göttliche in uns — wir selber sind Götter, Heroen und Elfen und müssen an unserem eigenen Teile vollbringen das schwere Werk der Verklärung und Vergeistigung dieser Erdmasse. Niemand befreit uns davon. Gott ist in uns, wirkt durch uns, wir sind seine Sendlinge und Gehilfen, seine Arme und Hände.

* * *

Ein Sonnenrausch zog in den Wanderer ein. Und der Sonnenrausch wuchs von Fels zu Fels, von Baum zu Baum. Was für

stattliche Buchen stehen da oben im Park! Sie dehnen sich in die Himmelsluft, diese Großen der Natur, wie sich die Großen des Geistes dehnen im nährenden Lichte der Ewigkeit.

„Ich muß wirken, solange es Tag ist", hat der Größte gesagt. Und: „Jede Minute ist Repräsentant der Ewigkeit", weiß Goethes tätige Beschaulichkeit. „Jetzt oder nie! so muß die Ehre immer sprechen" — ruft der raschblütige Arndt — „ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da! Sie kann nicht verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das kurze und runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung!" Und gleich diesem Deutschen aus dem Zeitalter Fichtes bestätigt auch der Amerikaner Emerson: „Der Held muß sich überall zu Hause fühlen, wo er auch sei, und durch seine eigene Sicherheit allen anderen Behagen einflößen. Der Held darf er selbst sein." Ja, in sich selbst ruhende Sicherheit, gegründet in der Ruhe und Reife der geläuterten Persönlichkeit — das ist Grundton dieses germanisch-tapferen Lebensliedes. Wie sagt Luther? „Wir sind alle zum Tode gefordert, und es wird keiner für den andern sterben, sondern jeder muß in eigener Person geharnischt und gerüstet sein, mit Teufel und Tod zu kämpfen." Diesen Grundwert der Persönlichkeit beansprucht der Weimarer Schiller in allererster Reihe für den Künstler und

Dichter — in uns allen freilich ist ein Künstler, und wir alle sollten Kunstwerke sein —: „Lebe mit dem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf! Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben! ... Den Stoff zwar wird der Künstler von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen ... Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis!“

Goethe-Schiller bilden ein Ganzes. Ich glaube, Schillers heißeres Blut hätte uns in den politischen Jahren 1806 und 1813 Töne von Metallklang gefunden, er hätte vielleicht den beschaulicheren Goethe, der „sein Innerstes bedachte“, auch hierin angeregt und mitgerissen. Und ich kann mir denken, daß aus einer Vereinigung von Schillers zugreifender und Goethes beschaulicher Art eine bedeutende Edelgestalt auch heute noch wachsen könnte: Starkes und Zartes, Gedankenhartes und künstlerisch Feines, dramatisch Mannhaftes und lyrisch Weiches — kurz, Heroismus und Idyll innig vereinigend. So wie sie jetzt nebeneinander stehen, ist freilich der ausgereiftere und reichere Goethe der größere Dichter, Künstler und Seher. Aber wir wollen beiden dankbar sein.

* * *

Ich war vor Goethes Wohnhaus angekommen. Man steigt einige Stufen hinauf und betritt einen geräumigen Treppenflur. Gemächlich schreitet man die bequeme, vornehm-breite, nicht hohe Treppe empor und befindet sich nun einigermaßen hilflos zwischen vielen aufgehängten und aufgestellten Kunstgegenständen. Es ist in solchen Museen viel Belehrendes und Fesselndes, was von Gegen-

stand zu Gegenstand Aufmerksamkeit heischt. Aber es ist mitten in der Sonnenlandschaft und der Wanderstimmung ein Studium, kein unmittelbares Erlebnis seelischer Art, also eine Sache für sich, über die ich hier nicht zu sprechen gedenke.

Erst in Goethes Studierzimmer, das vom wohlgefüllten Garten umblüht ist, schoß wieder die warme Blutwelle persönlicher Anteilnahme in mein Empfinden ein. Ich fühlte Goethes persönliche Nähe. Ich stellte mir ihn fast als leibhaftig und wirklich vor: jetzt geht er im Zimmer auf und nieder, jetzt steht er am Fenster still, schaut in das andringende Blühen hinaus und streut den Vögeln Futter. Nun dreht sich der ruhige Mann herum und spricht in einer wohlklingenden Stimme, mit etwas Frankfurter Mundart, freundliche Worte. Er stäubt die Fingerspitzen ab und entnimmt einem nahestehenden Körbchen ein großes Taschentuch, womit er flüchtig über Gesicht und Hände fährt, legt es wieder hin und wandelt in halbem Selbstgespräch auf und ab, immer die Hände auf dem Rücken. Plötzlich wich ich erschrocken aus dem Türrahmen, denn der hohe Friedrich Schiller trat lebhaften Ganges ein, schüttelte dem angenehm überraschten Freunde die Hand und ließ seine helle, halbschwäbische Mundart das sommerstille Zimmer beleben. Sie wandelten nun beide auf und ab, Goethe mehr innerlich erregt und erfreut, die Hände auf dem Rücken, Schiller mit lebhaftem Gebärdenspiel ...

Als ich wieder draußen stand, hatte ich genau dieselbe Empfindung wie nach einem bedeutenden Besuch: „Du hast bei Goethe und Schiller einen Besuch gemacht.“ Völlig traumbefangen, mit hochgefülltem Herzen wanderte ich durch blanke Straßen, an Schillers Haus und an dem Standbild der beiden Heroen vorüber — auf Umwegen wieder hinaus in den lebendigen Park. Ich bin bei Goethe gewesen! Das durchdrang mich bis ins Mark.

Das war also Goethe — dessen Werke in drei altmodischen Lexikonbänden, neben Schillers Werken, als fast einzige deutsche Bücher in meines Vaters französischer Bibliothek gestanden haben! Der Duft jenes alten Papiers, wenn ich die staubigen Bände auf-

schlug, stieg wieder empor; ich sah den unentwickelten Knaben auf dem Dielenboden kauern und mit fremden Augen in diese Welt deutscher Kultur staunen; ich sah das Vaterhaus in den Hopfen- und Obstbaumgärten, sah die Wirrnisse der Jugend, die Kämpfe des Jünglings, vieles, vieles ...

Und nun stehe ich als Mann in Weimar! F r e i! In welche Freude bricht mein Herz aus! O, ihr Hügel meiner Heimat, ihr stahlblauen Gebirge, ihr Abendröten des äußersten deutschen Grenzlandes — ich bin frei! Hier habe ich jetzt eben in Goethes Zimmer gestanden, den Hut in der Hand, und ich weiß, ich habe errungen, was meiner Jugend glühender Wunsch war, ich darf sein und bleiben in den Hallen und Hainen deutscher Dichtung, mir steht dies deutsche Land und alle Fernen und alles Weltall herrlich offen!

Noch neckischer und toller sprangen mich im Park die Geisterchen des Lichtes an, die mich vor einer Stunde mit Melodien umtanzt hatten. Selbstverständliche Gewißheit nahm von meinem Wesen Besitz, eine Gewißheit, die ihr alle zwar in der Theorie kennt und innehabt, die aber nur in wenigen ein erschütterndes Lebensereignis wird, die feste Gewißheit: „Nicht an Ort und Namen ist das ewige Licht gebunden: greif zu, Freund, d u s e l b s t b i s t b e r u f e n, F l a m m e z u s e i n!“

* * *

Ja, du selbst! Jeder, der diese Worte liest!

Frage nicht lang: h a n d l e, s t r a h l e d i c h a u s, da, wo du stehst! „Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will!“ ruft der anfangs so verzagende Luther. „Du mußt ohne alles Wanken und Zweifeln Gottes Willen über dich ins Auge fassen und fest glauben, daß er a u c h m i t d i r große Dinge tun will!“ Die goldene Zeit ist n i c h t vorüber, verkündet Goethe durch den Mund der Prinzessin von Ferrara, denn „die Guten bringen sie zurück“. Und Schiller:

> Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
> Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt.

Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.

Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.

Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück —

— und zum Schluß dieses Gedichtes vom „Genius“: „Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!“ Ja, wir sind die Welteroberer; wir die weltverklärenden „Guten“, die jene goldene Zeit schon damals geschaffen haben, wie wir sie jetzt schaffen, immer wieder wir Menschen von künstlerisch-geistiger Prägungskraft. Von großen Herzen und lichten Geistern geht bessere Leuchtkraft aus als all dieser Morgenglanz. Habt Mut und übt euch an den Großen von Weimar, die mehr waren als Dichter, weil sie zugleich Seher und Weise waren: habt den größeren Mut und setzt euch das kühne Ziel, ein neues „Weimar“ zu errichten, in das nicht nur das Idyll des Thüringer Waldes lieblich herüberrauscht, an das vielmehr des Ozeans Brandung donnernd anschlägt und euch erzieht zu heroischer Lebensauffassung!

Unser Erdendasein ist nur ein Wetterleuchten —, mehr als je empfinden wir in einer Zeit von raschem Pulsschlag diese alte Weisheit; der Vorhang des Himmels fällt wieder zu, und wir sind dahin. Unser Erdendasein ist das Vorüberfliegen eines Meteors, wie schon so oft gesagt ward: jenseits, woher wir kommen, war Unendlichkeit, jenseits, wohin wir fliegen, wird wieder Unendlichkeit sein. Während unseres Vorüberfliegens lassen wir einen Schimmer aus den Lichtreichen, woher wir flogen, auf diese Erde fallen — — und der Name eines solchen Schimmers ist „Weimar“.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Meine ferne Freundin, da haben Sie also nun einiges aus meinen hiesigen Stimmungen. Ich „mache“ nichts Besonderes,

wie Sie sehen, ich lasse mich unter dem Einfluß Weimars einfach wachsen, wie der Baum bei guter Besonnung wächst. Es sind Blätter der Selbstermunterung; es ist ein Übergang in einen neuen Zustand, wobei es ohne gelegentlichen Überschwang in Gefühl und Ausdruck und auch wohl ohne ein leis dahinter bebendes Fieber nicht immer abgehen mag. Ich erinnere Sie an jene beiden Bilder von Dürer in meiner Thüringer Waldwohnung: — der „Ritter", der abenteuernd mit Tod und Teufel durch die Lande reitet, will einkehren zu „St. Hieronymus im Gehäus", dessen fleißige Stille das niedere Getier einschlummern läßt, während das höhere Licht um so stärker aus seinem Haupte leuchtet. Es wäre zu wünschen, daß sich diese beiden Zustände miteinander vertrügen.

Und nun — nicht ade, nein: auf Wiedersehen auf der Wartburg!

Und noch eins: als ich einmal gedankentrüb von der Schmücke nach dem Schneekopf ging, fiel mein Auge auf einen rundlichen, unscheinbaren, graufarbenen Stein von Nußgröße, der mitten auf meinem Wege lag. Ich wußte gleich: eine „Schneekopfkugel"! Rasch war der Stein auseinandergeklopft — und ein wasserklarer Kristall lächelte mich an.

Unser äußeres Leben mag herb sein und manchen Witterungen ausgesetzt: — aber in unserem Innern ist gefangenes Licht.

Auf Wiedersehen!

Da setzte sie sich an sein Bett und sagte: „Ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne und Mond und bei den vier Winden gewesen und habe nach dir gefragt und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?" Der Königssohn aber schlief...

GRIMMS MÄRCHEN.

Die vergessene Königin

Wäre Weimar ohne seine Frauen denkbar?

Wo wäre dichterische Großtat geschehen ohne die erregende Einwirkung der Frau?

Und wie vergessen ist heute die Königsmacht edlen Frauentums!

Als der jugendliche Dante die neunjährige Beatrice, das weibliche Kind, die künftige Jungfrau, zum erstenmal erblickte, „erbebte er heftig", wie er im „Neuen Leben" erzählt.

„Von da an beherrschte die Liebe meine für sie so schnell bereite Seele und gewann bald solche Macht über mich durch die Kraft, welche ihr meine Einbildungskraft verlieh, daß ich ihr allen Willen tun mußte. Sie befahl mir sehr oft den Anblick jenes engelgleichen Mädchens zu suchen, was ich dann in meiner Knabenzeit gar vielmal tat, und ich sah die Liebliche so edel und preiswürdig in ihrem ganzen Wesen, daß man wohl auf sie das Wort des Dichters Homer anwenden konnte: ‚Sie schien nicht eine Tochter sterblicher Menschen, sondern Gottes' ... Viele sagten, wenn sie vorübergegangen war: ‚Dies ist kein Weib, sondern einer der schönsten

Engel des Himmels.' Solches und noch Wunderbareres bewirkte sie durch Schönheit und Tugend."

Der Dichter Dante ist nie Beatrices Gatte geworden; sie ist früh gestorben. Aber die Wirkung, die sie in ihm hervorgebracht hatte, ward eine Macht und begleitete ihn durchs Leben. Und so kann man sagen — mehr als von mancher Gattin —: Beatrice begleitete ihn durch Sphären seelischer Entwicklung mit einer führenden Gewalt, von deren Kraft, Größe und Tiefe Dantes Dichtung Zeugnis ablegt.

Dante hat nicht nur für das Mittelalter geschrieben. In vielem historisch-theologischen Rankenwerk, das die Dichtung umschlingt, bekundet sich allerdings sein Zeitalter. Aber ein Kerngedanke der „commedia" ist dieser: der Mann Virgil, in dem sich Vernunft und Charakter verkörpern, kann zwar durch Schreckнisse der niederen Sinnenwelt („Inferno") bis zu einer gewissen Stufe des Berges der Läuterung („Purgatorio") führen; von dort ab jedoch bis in die höchsten Sphären der Seligkeit („Paradiso") übernimmt die Genialität des reinen Weibes die anmutige Führung. Ist dieser Grundgedanke der dreiteiligen Dichtung mittelalterlich oder allmenschlich?

Virgil und Beatrice — beide sind unentbehrlich. In allen Fragen und Aufgaben des praktischen Werktags, des Staates, der Wissenschaft, durch alles Verstandesmäßige führt Virgil, der Vernünftige. In alle himmlische Weisheit, in das feine Reich des Herzens und der intuitiven Seelenkraft, in die eigentliche Poesie und Religion bis in die Fülle des Schauens und der Offenbarung, jenseits aller geprägten Begriffe — leitet die Genialität des Herzens. Jene männlichen Geister *sprechen* vom Licht, d. h. sie suchen es begrifflich einzufangen; diese *sind* das Licht. Jene denken; diese schauen, leben und tun. Jene reden vom fernen Kanaan und suchen vom Berg Nebo aus seine Umrisse zu erkennen: diese wandern bereits im Lande der Erfüllung.

Über die Genialität des Herzens prägt der düstre Schopenhauer in seinem Hauptwerk bedeutungsvolle Worte: „Wie Fackeln

und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird der Geist, ja das Genie, und ebenfalls Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man, solche vermißt zu haben, sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die zarteste Höflichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgibt, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transzendente Eigenschaft, gehört einer über dies Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, da macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, so daß jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt, da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identifiziert." Wie tief ist das gesagt! Und eben diese weltumspannende Herzensgröße, diese Schönheit höherer Art — wesentlich wird sie von uns entzündet durch die Liebe, die sich zwar in mannigfachen Formen äußert, von ungestümer Leidenschaft bis zu fürsorglicher Aufmerksamkeit, deren feinste und reifste Gestalt aber als Herzensgüte auftritt.

Die Seherin von Prevorst, die aus Justinus Kerners Buch bekannt ist, sprach offen davon, daß sie „von der Herzgrube aus" Dinge und Zusammenhänge verborgener oder tieferer Art „schaue" oder „fühle". Man könnte beinahe sagen: ein Organismus, in dem Liebe und Wohlwollen lebendig sind, hat feinste Tastfäden über den ganzen Körper hin, er ist in einem nahezu elektrischen Zustande, sein Gefühl ist verfeinert, zugleich ist die Tiefe seines innersten Herzens wunderbar beruhigt und gestärkt: — eine innere Flamme durchleuchtet und festigt seinen Organismus und strahlt über die Ränder seiner Seele. So wird das Evangelienwort wahr: „Ihr seid das Licht der Welt."

Nicht nur Dichter, Künstler, Erzieher und dergleichen — nein, jede Mutter und Hausfrau in ihrem kleinen Bezirk, jeder tätige

Mann in seinem größeren Umkreis, wenn seine innere Flamme hell ist, muß ein erobernder Feldherr sein, ausgesandt vom ewigen Licht, ein Stückchen oder ein Stück Finsternis heimzuerobern der Helligkeit des reinen Geistes. Darf ich an ein dichterisch Goethewort erinnern? „Licht, wie es mit der Finsternis Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichts, das aus dem Stoffe weicht" (Gespräch mit Riemer, 1808).

Je geistig wacher und seelisch reicher ein Mensch ist, um so mehr Licht erfüllt und umwogt seinen Organismus. Und so dürfen wir weitherzig und großzügig sagen: es gibt nur ein Wachsen des Menschentums höherer Art über die ganze Erde hin, welches auch die Formen seien, ob Dante sich läutert in den drei Stufen der „Göttlichen Komödie", ob Äschylos sich und seinen „Orest" entsühnt durch die helfende Göttin, ob Goethe seinen „Faust" oder Wolfram seinen „Parzival" durch Dunkel in Helle führt. Es ist nur ein Licht. Wir suchen es, wir spüren es in uns, wir gestalten es in Wort und Werken der Kunst, Erziehung, Religion, wir leben es in unendlichfacher Ausstrahlung.

* * *

Es gibt zwei verschiedene Arten für dichterische Naturen, zur Weiblichkeit ein Verhältnis zu finden — und nicht nur für dichterische Naturen, für den wachsenden, lebenstiefen Mann überhaupt. Die erste Art ist das diesseitige Zugreifen, Begehren, Besitzen. Sie ist im Haushalt der Natur eine unvergleichliche Kraft; sie weckt in ihrem Gefolge eine Fülle von anderen Kräften, ein Gewoge von Sturm und Stille, von Mutterliebe und Vatersorge, von Austausch vielfältigster Lebensbetätigung. Wieviel fröhliche und traurige Lieder haben die Minne besungen!

Aber auf einer gewissen Lebensstufe, wo der bejahende Wille zum gewöhnlichen Leben abnimmt, wo der vordem naiv in die

Welt ziehende und hie oder da zugreifende Jüngling stutzt, Enttäuschungen erlebt und endlich zum Nachdenken kommt wie ein Junge, dem öfters auf die begehrlichen Finger geklopft worden — beginnt nach etlicher Tiefstimmung ganz sachte eine feinere Form von Liebe zu reifen. Die Art, wie jetzt der Dichter überhaupt in die Umwelt schaut, ist eine neue, vergeistigte, verinnerlichte Widerspiegelung. Goethe hat das in „Iphigenie" und „Tasso" zart und klar geprägt, unter der führenden Hand der Frau von Stein. Sie war es, die ihn aus dem ersten Lebensalter, das ich oben kennzeichnete, hinüberführte in eine höhere Vollendung. „Seit ich in deiner Liebe ein R u h e n und B l e i b e n habe, ist mir die Welt so klar, so lieb" — „Durch dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir vielmehr die übrige Welt recht k l a r; ich sehe recht deutlich, wie die Menschen sind, was sie sinnen, wünschen, treiben und genießen" — „Ja, liebe Lotte, es wird mir erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt."

Wie Dante durch Beatricens verklärenden Geist, so wurde Goethe durch diese verklärt aufgefaßte Frauengestalt in eine reifere Sphäre des Menschentums hinübergeleitet. Im Keime lag das natürlich in ihm: es bedurfte bloß des elektrischen Sonnenstrahls von ihr, und sein belebtes Inneres begann zu sprießen. Ein formenfröhlicher Künstler und empfänglicher Dichter blieb er nach wie vor, aber das geistige und vergeistigende Auge in ihm war nun feinsichtiger geworden, und nicht nur sein Auge: seine ganze Natur, sein Stil, seine Lebensführung.

So mild und weit betrachte man die Wirkung des Weiblichen auf höhere Dichternaturen. Wie kleinlich hat man da oft über Goethe gesprochen! Man spricht von leichtfertigen „Liebesaffären", von zerstörtem Lebensglück und dergleichen. Mit Recht wies kürzlich eine Frau diese Verkleinerer zurecht: „Versucht man, den Mei-

ſter gegen ſolche Verdächtigungen in Schutz zu nehmen, ſo werden einem die Namen all der holden Weſen aufgezählt, deren Lebensglück er zerſtört hat. Wenn man auch noch ſo wenig aus der Literaturſtunde behalten hat: die elfenzarte Friederike, die neckiſche Lili, die liebliche, hausmütterliche Lotte vergißt man nicht. Wir glauben ſie ſo gut zu kennen, dieſe liebenswürdigen Weſen. Und der ſie uns ſo zart und anmutig ſchildert, der ſoll ein kalter Egoiſt geweſen ſein? Ich meine, wir kennen ſie nicht ganz: nur ihre verklärten Abbilder. Alle ſtörenden Züge, alles Kleinliche, Unedle hat er weggelaſſen, der Große. Wir aber begeiſtern uns für die feinen Paſtellbildchen, die er uns gezeichnet hat, der Meiſter; und zum Dank nehmen wir für das Bild Partei gegen den Schöpfer."

Verklärte Abbilder — darin liegt's. Er wollte nicht ihren bürgerlichen Namen, nicht ihr Vermögen, nicht ihre körperliche Erſcheinung feſthalten: ihm war von überragendem Wert die ſeeliſche Wirkung, das Abbild. Das bewahrte er nach dem Ungeſtüm des erſten Zugreifen-Wollens in liebendem leidendem Herzen und gab es dann, von allen Schlacken geläutert, wunderbar vergoldet der Welt wieder.

Kann ein Dichter in feinerer Weiſe ſeinen Dank ausſprechen?

* * *

Man muß einen reichen Sommer über immer wieder Einſchau halten in die viele ungekünſtelte Herzlichkeit und das viele ſeelenſtarke Sorgentragen im deutſchen Hauſe, um ganz zu empfinden, welches Bohémientum und welche Boudoirluft über Europa hin als moderne Errungenſchaft Bücher und Bühnen beſetzt hält. Wie wir dem Reichskörper eine Reichsſeele zu ſchaffen haben, ſo wird es zu unſeren edelſten Arbeiten gehören, die Achtung vor dem wahrhaft Weiblichen und den Wert des wahrhaft Weiblichen als ein gut-altes Erbteil ehrfurchtsvoll und tapfer wieder auf den Thron zu ſtellen.

Wir ſind in den Tagen einer etwas aufgeregten Frauenbewegung. Es werden ſich in der Tat manche Berufe mutigen Frauen noch erſchließen laſſen, — ob alle, die man heute ver-

langt, ist mir fraglich. Ich fürchte, selbst bei bester Eingewöhnung wird die Frau oder Jungfrau in manchem herben Beruf ihr Feinstes verlieren, ihr warmes Ich, ihre weibliche Sonderart. In Bureau- und Massenarbeit gedeiht die Kraft der Verinnerlichung nicht. Und gerade das fehlt unserem Zeitgeist. Magensorgen sind ein traurig Ding, aber Herzenssorgen und Seelenverkümmerung sind schlimmer. Um wieviel leichter ließen sich soziale Nöte tragen, überwinden und verklären dazu, wenn jene stärkste Kraft des alten Königs Midas: die Kraft des Vergoldens, reicher unter uns verbreitet wäre! Und wer soll sie verbreiten, wenn nicht die Verkörperung des Liebesgedankens, die gemütsstarke Frau?

Die Frau — und der Dichter, der Erzieher der Erwachsenen. Das Wort, der Sänger solle mit dem König gehen, da sie beide auf der Menschheit Höhen stehen, bedarf einer zarten Ergänzung. Gewiß sei der Poet ein Held und König; aber der wahre Held sei auch gütig. Wahre Größe ist gütig, wahre Ritterlichkeit ist gütig. Wenn ich stark bin, darf ich aus meinem Überfluß spenden und verschenken. Und das Köstliche beim Austeilen von Liebe und Güte ist es ja, daß der Geber davon nur immer reicher wird. Der Dichter muß nicht minder mit edlem Frauentum und anregendem Mädchen- und Kindersinn Hand in Hand gehen.

Edles Frauentum, das über Triebe und Beschwernisse derart zu siegen wußte, daß die Seele nur immer reicher und stärker aus Kämpfen sich ein Lichtgewand wob, ist eine Volkskraft, ist ein volkswirtschaftlicher Gewinn für den ganzen Umkreis. Es kommt aus ihrem warmen Hauch und aus ihren zarten Händen ein magnetischer Strom voll Wohltun und Beruhigung.

Das Evangelium nennt die Liebe das Höchste; wir dürfen das nicht so eng fassen, als wäre nur eine farblose Liebe zu „Gott" oder „Kirche" gemeint. Bist du im Gesamtzustande liebevollen und hoheitvollen Verklärens deiner kleineren oder größeren Welt, so spiegelt sich das in allem wider, im Schmücken und Ordnen deines Heims, wie in deinem Schaffen für Staat, Volk und Zeitgeist. So sehr auch entartete Liebe sich verhäßlichen, ja verteufeln kann, so

wahrhaft über alle Vernunft hinaus kann Liebe steigen. Aber andererseits — und das ist eine Art Trost — steht selbst entartete Liebe, sofern sie Leidenschaft ist, dem Himmelreich hohen Menschentums immer noch näher als dürre und erstorbene Alltäglichkeit. Wahre Leidenschaft verbrennt sich rasch; der treibende Wille dahinter aber, wenn er nicht ganz von Dämonen zerrüttet ist, kann sich ebenso stürmisch auf edle Dinge werfen, wie wir das an manchem Augustinus erlebt haben, der erst nach unrein wilder Jugend seine Kräfte sammelte auf den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Christus hat nicht umsonst das tiefe und weite Wort gesprochen: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt." Wo Liebe ist, da ist Wachstum möglich; wo gar keine Liebe und gar kein Wille mehr treibt und glimmt — da freilich ist der Tod.

Liebt unsere Zeit mächtig genug? Kaum. Sie ist lüstern, sie ist erotisch, sie krankt an Entartungen; auch ist sie gelegentlich sentimental, zweifelnd und spöttelnd. Aber zur echten Lyrik und zur echten Tragik gehören echte Liebe und echte Leidenschaft. Mag die Liebe sündigen, sie wird ihre Wildheit büßen — aber sie sei gesegnet, wenn sie mit Kämpfen des Willens und des Gewissens verbunden bleibt, wenn sie stolz bleibt, wenn sie noch weinen und beten kann!

Wenn jemals, so bedürfen wir heute der Mithilfe echten Frauentums. Es müßte wie ein Abendrot Herzensgüte ausgeschüttet werden in die graue Luft eines freudlosen Zeitgeistes; es müßte wie ein Abendglöckchen reines Herzenslachen diese schwere Luft wieder in Schwingung versetzen. Dann wäre auch für die schwerste Frage, für die wirtschaftliche Frage, eine bessere Gesamtstimmung geschaffen: wir würden uns freundlicher und bereitwilliger zu verstehen suchen.

Als in den Tagen der Königin Luise Deutschland in Not war, da gab manch eine Frau „Gold für Eisen". Deutschlands Kultur ist in Not wie damals: heute gilt es, das Gold der Gemütskraft hinauszugeben für das Eisen dieser Zeit, das sich unter euren Händen wieder in Gold verwandeln wird.

Es wäre unrecht, wenn ich hier nicht Ruskins prächtigen Aufsatz „von den Gärten der Königin“ erwähnen würde. Wie schön und rein spricht dieser Mann von den Aufgaben der Frau! Auch ihm ist der Mann die positive Elektrizität, der Schöpfer und Schaffer, der Entdecker und Vorkämpfer. Aber die Gabe der Frau ist das Ordnen und Verklären. „Der Mann“ — sagt Ruskin — „muß bei seiner rauhen Arbeit in der Öffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrtümer zuteil; er muß häufig verwundet, besiegt, irregeleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allem; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie es nicht selbst aufsucht, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgendeine Ursache für Irrtum oder Kränkung zu dringen. Das ist die wahre Natur des Heims: es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel, aller Spaltung ... Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird dies Heim sie immer umgeben. Sie mag nur die Sterne über ihrem Haupte haben, und der Glühwurm im taufeuchten Gras mag die einzige Leuchte ihrer Füße sein: dennoch ist Heim, wo immer sie sich befinde ... Und da im Menschenherzen stets ein natürliches Gefühl für alle seine wahren Pflichten lebt, wie z. B. der tiefe Instinkt der Liebe, der, richtig geleitet, alle Heiligtümer des Lebens erhält und, falsch geleitet, sie untergräbt, so ist im Menschenherzen auch ein unauslöschlicher Instinkt, die Liebe zur Macht, die, richtig geleitet, die Majestät aller Gesetze und des Lebens erhält, und falsch geleitet, alles zerstört. Tief wurzelnd im innersten Herzensleben des Mannes und der Frau hat Gott sie gepflanzt, und Gott erhält sie auch dort. Es ist ebenso vergeblich wie falsch, den Wunsch nach Macht zu tadeln oder zu schelten. Wünscht sie euch, ihr Frauen, so sehr ihr könnt! Aber was für eine Macht? Das ist die große Frage. Die Macht zu zerstören? Nicht so. Die Macht zu heilen, zu erlösen, zu leiten und zu behüten.“ Und so nennt Ruskin die Frauen Königinnen. „Bewußt oder unbewußt müßt ihr in vielen Herzen thronen. Königinnen müßt ihr sein. Königinnen für Gatten und Kin-

der, Königinnen von geheimnisvollerer Macht für die übrige Welt, die sich beugt und immer beugen wird vor der Myrtenkrone und dem unbefleckten Zepter der Weiblichkeit."

* * *

Der Wartburg-Zeit der Minnesänger und des blühenden Marienkultus wirft man eine gewisse provenzalisch beeinflußte Sinnlichkeit vor. Ach, ich denke, damals fand unser Walther von der Vogelweide so mannhafte Töne von der Edelart weiblicher Zucht oder fraulicher Minne, daß man nach dieser Seite hin die bisherige Dichtung, die aus unserm neuesten Deutschen Reiche herausgewachsen ist, mit jenem alten deutschen Reiche nicht vergleichen darf. Minnedienst und Frauenverehrung jener ritterlichen Zeit waren nicht undeutsch: denn die französischen oder lombardischen oder sogar spanischen Herrengeschlechter, die „Blaublütigen" alle, waren wesentlich aus germanischen Ländern seit der Flut der Völkerwanderung und späterer Jahre dorthin getragen worden. Frauenachtung ist Herrentugend. „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an" — in einem edlen und persönlichkeitsstolzen Manne spiegeln sich Frauen nicht in verzerrten Bildern.

Gewiß, die Pflichten der Hausfrau und Mutter sind oft nüchterner Art und gestatten oft nicht die Ausbildung und Vertiefung eines „großen Geistes". Aber um so mehr die Ausbildung *großer Herzen*. Mit feinstem Anschmiegetalent weiß die liebende Frau den Gedanken und Sorgen ihres Mannes gleichwohl zu folgen und ihren Anteil instinktiv zu übernehmen, geleitet von fein tastendem Gefühl. „Ihr heiligen Weiber deutscher Vorzeit! Ihr wußtet von einem ‚idealen Herzen' so wenig als vom Umlaufe des reinen Blutes, das euch rötete und wärmte, wenn ihr sagtet: ‚Ich tue es für meinen Mann, für meine Kinder', euch mit euren Sorgen und Zielen nur unterordnend und prosaisch erscheinend. Aber das heilige Ideal kam dennoch durch euch, wie das Himmelsfeuer durch Wolken, auf die Erde nieder!" (Jean Paul.) Ja, weil sie ihm in ihren empfänglichen Herzen eine Stätte dafür bereit hielten. Der überreizten Gehirnarbeit haben wir genug; große Herzen tun uns not.

* * *

Nietzsche und Schopenhauer haben herb und ätzend über Frauen gesprochen. Beide waren Bewunderer Goethes. Sie sind hierin diesem Frauenkenner und Frauenschilderer mit seinem seherischen Tiefblick nicht nachgefolgt. Es ist mit der Stellung zu den Frauen ähnlich wie mit der Stellung zu Pflanzen und zur Natur überhaupt. Jene beiden Denker fanden auch zur Natur kein unmittelbares Verhältnis; ihre Sinne waren zu sehr, wie einmal F. A. Lange allgemein sagt, „Abstraktionsapparate". Dem mehr denkenden, als schauenden Schiller erging es, obwohl in ganz anderem Sinne, ähnlich. Er hat uns in seinen Dichtungen zu geistig und einseitig Frauen geschildert, während der naturnahe, sinnenschärfere Shakespeare hierin Meister war. Aber Schillers tieflauteres ethisches Gemüt sprach allezeit hoch und würdig von der Frau, so etwa wie Goethe im gereiften „Tasso", wo im zweiten Aufzug die bekannte schöne Umschreibung des „Erlaubt ist, was sich ziemt" unserer herzlichen Zustimmung sicher ist.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen,
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Die Stellung zur Frau ist ein Gradmesser der Ungetrübtheit unseres Seelenspiegels. Ist seine Fläche oder Wölbung blank und glatt, so fällt auch das Weltbild samt Sternen und Bergen, Blumen und Frauen mit so zarten Konturen hinein, wie eine Landschaft in einen ruhigen Teich. Magst du üble Erfahrungen mit mancher garstigen, kränklich-verstimmten oder unedlen Frau gemacht haben — die Gesamtheit deines Urteils darf das nicht beeinflussen.

Diese Betrachtung darf an einer schönen und tiefen Szene, die der wieder entdeckte Gobineau geschrieben hat, nicht vorübergehen. Die Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau ist anders als die Freundschaft zwischen gleichstrebenden Männern. Immer mischt sich in die erstere eine zarte Beigabe von mütterlicher, bräutlicher, weiblicher Neigung und Fürsorge, das liegt in den Geheimnissen der Geschlechtsunterschiede. Wie reif und keusch hat Graf Gobineau in der letzten Szene seines Renaissance-Dramas dies Verhältnis zweier hoher Menschen verschiedenen Geschlechts geschildert! Der greise Michelangelo nimmt Abschied von seiner gleichfalls betagten Freundin Vittoria Colonna, Abschied vielleicht für dieses Leben. „Ihr seid Michelangelo," spricht die verwitwete Marchesa mit leiser Klage, „ich bin nur ein begreifendes Weib, genug begreifend, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitfühlen von Eurer unbezähmbaren Tätigkeit trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während Ihr den Ton Eurer Statuen zu kneten glaubtet, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen, die sie niemals gehabt hatte, vorgeschrieben. Ich, was habe ich getan? Ich habe viel geliebt den, der nicht mehr ist. Ich habe Euch selbst viel geliebt, und das ist alles." Aber der große

Künstler und Mensch wehrt ab: „So habt Ihr denn ebensoviel als ich, genau ebensoviel gewirkt . . . Solang uns der Himmel Euren edlen Gatten gelassen hat, habt Ihr ihn geliebt und seid in seiner Liebe so glorreich beglückt gewesen, als es einem Weibe, vom Weibe geboren, gegeben ist, sich beglückt zu fühlen. Glaubt mir: es war das ein edles Tun, und die Tugenden, die sich durch die Wonneschauer solcher Liebe allmählich in Euch entwickelten, wurden gewißlich zum Meisterwerke menschlichen Wertes.“ Fein und richtig wendet sie ein, daß sie durch den dauernden Besitz des Glückes an sich nicht ganz so gereift wäre, daß sie vielmehr erst durch die rückschauende Einsamkeit bei andauernder Liebe, durch die nötig gewordene Kräfteanspannung der treubleibenden Witwe zu dem geworden ist, was ein wolkenloses Glück niemals aus ihr gemacht hätte. Und Meister Michelangelo bringt ihre beiderseitige Lebensarbeit in den schönen Ausdruck: beide hätten sie ihren Mitmenschen hohe Beispiele hingestellt: er, indem er ihnen Werke schuf, sie, indem sie sich selbst zum Kunstwerk bildete. „Wenn also mir der Weltgeist einige Errungenschaften verdankt, so weigert mir, Marchesa, den Ruhm nicht, mich mit Euch zu vergleichen, und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit ebenbürtigen Fluges zu vollkommen gleichen Belohnungen uns werden emporschwingen können.“

Hoheitsvoller kann über zwei Edelmenschen nicht geschrieben werden.

* * *

Aber, um wieder in den Alltag zurückzukehren, wir wollen noch eins nicht vergessen: der Körper der Frau ist im Entwicklungsplan der Erde stärker in Anspruch genommen als der leichter schreitende Mann. Viel Frauenlaune gilt es hieraus zu verstehen. Wenn sich mancher Jüngling sachlich und nüchtern klarlegte, daß das Weib, also auch seine Mutter, unter Lebensgefahr und zahllosen Schmerzen und Sorgen die Erhaltung des Menschengeschlechts im Gange hält, er würde ernster und minder lüstern über Frauen sprechen oder an ihnen handeln.

Wenn man sagt, die Mehrzahl der „modernen Weiber“ sei leider entartet, so kann man sofort, nach dem Turnvater Jahn, antworten: der Mann sei mannlich, so wird die Frau fraulich sein! Die Überreizung zahlloser Frauen, besonders solcher der Literatur, ist nur ein Seitenstück zu der krankhaften Überreizung unserer männlichen Jugend. Ja, wie in der Liebe der beherrschungsstärkere Mann fast immer der verantwortliche Teil ist, so ist für die Entartung einer Zeit in erster Linie der Mann verantwortlich zu machen. Die zarteren Organe der freilich durch Scheu behüteten Frau fallen der einmal eingerissenen Entartung immerhin leichter zum Opfer. Der Fanatismus der Anarchistinnen oder Pariser Petroleusen, die Menge von Verlorenen — welche Entartungen! Andererseits aber: wie viel hohes Frauentum sammelte sich stets um alle hohen Genien der Menschheit! Nicht nur um Dichter und Künstler, sondern auch um Christus und in Indien um Buddha. Es war nicht weibliche Neugier, es war weiblich-seherischer Instinkt. Hohe Manneskraft weckt hohe Frauenkraft — und umgekehrt. Ein Adelsmensch bringt mit Wort, Wesen und Werken das Beste in uns zum Erwachen wie durch magnetische Berührung, indes das Gemeine zu gleicher Zeit von selber abdorrt, ohne daß man ein Wort weiter darüber zu verlieren braucht.

* * *

Und wenn mich nun eine Frau fragen würde: Gewiß, wir wollen ja mitarbeiten, aber wo ist unser Feld? — so stehe ich nicht an, weitherzig zu antworten: Wo immer ihr es euch schafft. Solange nur euer Gemüt und eure Weiblichkeit nicht nur „nicht Not leiden“ — denn das wäre schon ein Stillestehen und also Rückgang —, sondern sich recht betätigen als Ergänzung des männlichen Kampfes, da gilt das tapfere Wort: „Alles ist euer!“

Jede hat irgendwie einen Kreis, den sie ausbauen kann — sie fange mit sich selber an! Sie sei selber in wirrer Zeit eine harmonische Erscheinung für die drei oder vier Menschen ihres Umkreises! Hier ist freilich der Mann besser dran; er hat mehr Einsiedlerkraft. Die Frau bedarf des Austausches, des Empfangens und

Gebens meist mehr als der Mann. Dafür hat sie um so mehr Kräfte der Geduld, wenn sie zuletzt entsagen muß.

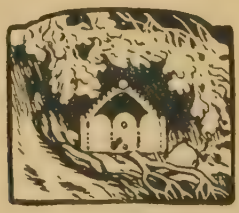
Freilich sind auch hier große Wertunterschiede zwischen den einzelnen Frauen. Wie manche Weiblichkeit muß auf kümmerlichem Erdreich vorzeitig verblühen — wie eine Pflanze in der Natur um uns her, in deren Gesetze wir erbarmungslos nach unübersehbarem Weltplan eingebaut sind. Sie alle, diese verkümmernden Pflanzen, möchte man trösten, in alle Fernen hin und nach tausend Seiten zugleich, wenn man dessen die Macht hätte. Aber dies Frauenleid ist nur e i n e der Formen, unter denen das vielfältige Leid der Erde auftritt; u n s e r e Leiden sind wieder anderer Art.

Ich muß immer dabei an Jean Pauls „kunstlose Kordula" denken. Kordula wußte wenig, las nichts, als was sie Sonntags sang, schrieb keinen Buchstaben als den, womit sie Wäsche zeichnete, und sie war weiter nichts als schuldlos und hilflos. Ihr seelenloser Vater ließ nur zu, daß ihr Körper ein Koch und die Seele eine Köchin wurde. Und wie sie nun am Ufer eines Teiches saß, dachte sie an ihre tote Mutter, von deren Lächeln sie in der Nacht geträumt; und das Wiegen und Taumeln der Pappeln, die Grasmückenmusik, der seltsam gefärbte Himmel, der nachschwingende Traum wirkten zusammen, ohne daß sie sich darüber Rechenschaft zu geben wußte: sie zog plötzlich ihre Schürze an die Augen und weinte. Und der Dichter fährt fort: „Oh, es ist mir jetzt, als säh' und hört' ich in all eure Häuser hinein, wo ihr, Väter und Ehemänner mit vierschrötigem Herzen und dickstämmiger Seele, beherrschet, ausscheltet, abhärtet und einquetscht die weiche Seele, die euch lieben will! O ihr milden, weichen, unter schweren, finstern Schnee gebückten Blumen, was will ich euch wünschen, als daß der Gram, eh' ihr mit zerdrückten Blättern verweht, euch mit den Knospen umbeuge und abbreche für den Frühling einer anderen Erde? . . . Und ihr seid schuld, daß ich mich nicht so freuen kann, wenn ich zuweilen eine zartfühlende, unter einer ewigen Sonne blühende Schwester von euch finde, eine hauchende Blume im Wonnemond, denn ich muß denken an diejenige von euch, deren ödes Leben eine in einer düsteren Obstkammer

durchfrorene Dezembernacht ist. Und doch kann euer Herz etwas Schöneres tun als sterben: sich ergeben.“ Sich ergeben? Ja, aber zu einer tätigen Stille!

Es geht ein Ruf durch diese Zeit, noch von wenigen gehört und von ganz wenigen klar gedeutet. Ein Ruf, der aus tiefen Wäldern kommt, wie eine Bitte um Erlösung. Horchet auf, zieht aus in den Dornröschen- und Schneewittchenwald und sucht die vergessene Königin wieder: die Gemütsmacht der Frau, die Seele der Menschheit!

Wenn wir wieder gesegnet sind von ihren königlichen Kräften, so wird sich das wie ein Wetterumschwung auf alles und alle durchdringend verbreiten, bis in den kleinsten Haushalt hinein. Wie nach langem, drückendem Regen die Morgenluft eines wiederum einziehenden Sommertags so beherrschend wirkt, daß uns seine Reinheit schon in aller Frühe beim Aufstehen wonnig durchströmt.



Melusine

Auf einem Felsen, der mit sonderbaren Zacken in die Luft hing, harrte bereits der blasse Vollmond. Die Dämmerung hatte noch nicht ausgeglüht. Der Tag machte Anstalt, sich in allen Wäldern und Nischen zur Ruhe zu legen. Im Tal fuhren beschleunigte Wagen; letzte Beerensucher jodelten auf dem Heimweg die Waldhänge hinunter. Noch einmal stieg die bereits gesunkene Abendglut in breitem Strahlenpurpur empor: die Stirnen der Berge, die nach Westen schauten, wurden angeglüht von tief heraufreichenden Feuerstrahlen. Und ein Habicht schimmerte auf, als er die weiße Innenseite der Schwingen diesem Lichte zudrehte, in großem Bogen um den Fels schwebend.

Rasch aber versank auch dies. Ein Schauer lief durch die kühle Dämmerung der Wälder. Der Vollmond hob sich aus verwitterten Tannen, sog das letzte Licht ein und ward davon leuchtend, ward lebendig . . .

Dem Vollmond gehörte nun das weite Waldland und die rätselhafte Stille der Nacht.

* * *

Der Wanderer lag zum letztenmal auf seinem Felsen. Dort hatte der Glückliche den Sommer hindurch seltsamste Stunden er-

lebt: er hatte Zutritt erhalten ins Feenland. Aus Mondglanz und Nebelduft hatte sich dort eine Gestalt geformt, in jeder Nacht, da der Sommermond voll wurde: denn sie brauchte dessen wirkende Kraft. Gewänder rauschten, raschelten — ein leuchtender Kern formte sich darin zum Antlitz — wie Phosphor die Augen, wie Silber die Arme — in einem Wirbel von spinnwebzarten Gewändern sah er sich umarmt — und eine ganz nahe, warm anatmende Stimme sprach zu ihm unsäglich süße Worte.

Übermächtig beglückender Fels der Liebe! Was er auch flüstern und fragen und bitten mochte: ihr herrlich-warmer Mund wußte innigste Antwort. Grenzenloses Verstehen! Er tat sich ihr auf ohne Rückhalt; er erstaunte selber, welche Tiefe sich da öffnete. Eine unerschöpfliche Seele war da neben ihm, Melodie quoll unter ihm aus der Erde auf; es war ein Singen und Verhauchen, aus dem man, wie aus manchen Träumen, frühmorgens mit Tränen erwachte und sich hilflos umsah in der melodielosen Wirklichkeit. Ein Verstehen war's, noch ehe sie einander gefragt; Antwort und Frage stürzten einander jubelnd in die Arme. Diese Sprache der Liebe hatte alle körperliche Schwere abgestreift; sie schritt nicht mehr, sie flog.

Solche Nacht war auch heute — die letzte Nacht! Silberne große Nacht! Ewigkeit umrauschte den Felsen, bereit, ihre ausgesandte Feengestalt wieder zu sich zu nehmen . . .

„Noch einmal sag' mir deinen teuren Namen!"

„Melusine."

„Melusine hieß eine Nixe des Waldquells."

„Nimm an, ich sei die Nixe des Waldquells."

„Du bist schöner als alle Quellen des Waldes, du bist tiefer als das Meer! Du bist die Seele der Nacht, bist Anhauch der großen Waldung, bist aller Waldwasser und aller Waldvögelein holdselige Stimme! Nun kenn' ich dich, rätselhafte Waldfee, du ewig geheimnisvolle Fremde jener anderen Welt!"

„Du kennst mich, hast mich gefunden — drum ist meine Sendschaft aus. Ich muß dich heute verlassen" — —

„Nein!"

„Sobald der Tag graut“ — —

„Nein! Nein!“

„Ich bin zu dir gekommen, um dir Worte zu bringen aus dem Lande der Melodien“ —

„Geh nicht!“

„Die Ewigkeit ruft!“

„Der Ewigkeit Trotz: ich halte dich fest!“

„O Lieber, alles muß sich bewegen und verwandeln. Herbst harrt hinter den Hügeln — auch für dich!“

„Nicht für Lieb' und Treue! Lieb' und Treue sind ewig!“

„Damit sie ewig seien, muß ich dich verlassen. Aus deinen Augen und Armen muß ich versinken in meinen liebsten Quell!“

„Ich versteh' dich nicht“ —

„Du wirst es verstehen einst, wenn ich nicht mehr bin, wenn nicht mehr deine unruhige Liebe zwischen dir und der Wahrheit steht. Du wirst wandern und mich suchen, mühsam, weit! Ich aber bin tief, tief in meinem liebsten Quell. Und eines Tages wirst du diesen Quell finden — und an jenem Tage wird uns nichts mehr trennen! Lebe wohl, lebe wohl! Mir ist wehe wie dir!“ . . .

Die Nacht verging . . . Im ersten Frührot zerfloß die Waldfee in Licht, glitt weinend aus seinen Armen, ward ein Gewölk, löste sich auf mit langhin verhauchendem, wehevollem Seufzer . . . „Lebe wohl!“

Auf dem Felsen saß er allein. Er stützte den Kopf in beide Hände, starrte mit nassen Augen hinab in die leere Welt.

In großer Pracht ging rund umher der Tag auf. Die Waldung erhob sich aus ihrem Schlummer und rauschte gewaltig. Wagen fuhren wieder ins Tal; Menschen zogen jodelnd in ihre Berge; das Land leuchtete weit hinaus im erquickenden Tau, den die wundertätige Nacht gespendet hatte.

* * *

Er zog aus, wanderte und suchte — mühsam, weit! . . .

Er durchforschte die Natur und durchforschte den Geist. Er

durchwanderte mit immer blasserem Gesicht Welt und Büchereien und fragte immer dringlicher nach dem Unerreichbaren. „Weiß einer von euch, Nachbarn, wo das Höchste, das Liebste in einem Quell wohnt, in einem singenden Quell?“ Sie lächelten und fragten zurück: „Sage du uns zuvor, Fremdling: was ist das Höchste, was ist das Liebste?“ Er fragte, ob sie Kundschaft hätten von der verschollenen Stimme der Vollmondnacht, von der vergessenen Königin der Schöpfung? Kein Zeitgenosse hatte von solch wunderlichen Dingen Kunde; sie zuckten die Achseln und hasteten dann eilends weiter, um die verlorene Zeit einzuholen.

Er aber zog sich zurück und ward einsam.

Und eines Tages kam seine Stunde! Eines Tages fand er den Quell, fand er aller Poesie und Melodie heilige Wohnung, fand er Melusine!

Er ging eines Abends nach strenger, treuer Arbeit langsam und still einen Waldweg hinauf. Über dem Tal sah er gedankenvoll einen Felsen ragen, der in die Luft hing wie jener unvergeßliche Zackenfels von ehedem — — da blieb er jählings stehen, erschüttert vom Gedanken der Erkenntnis, getroffen wie von einem Schlag. Er griff ans Herz. Deutlich war da drin eine Stimme, eine ganz nahe, leise Stimme, wundersam süß, wonnevoll wohlbekannt!

„Melusine —?!“

„Ja, ich bin's.“

Tränen brachen aus des Wanderers heißen Augen. Er mußte sich am Baum stützen, ermattet von jahrelanger Arbeit, zitternd von der Freude des Fundes.

„Ich hab' dich gesucht ein Jahrzehnt und mehr! Bist du denn nun bei mir, Melusine?!“

„Immer war ich bei dir, Trauter!“

„Aber du sagtest doch —“

„Daß ich in meinen liebsten Quell versinken müsse — —“

„Und dein liebster Quell —?“

„Fragst du noch, du liebster Tor?!“

„So bist du nur verschwunden, um — —“

„Um in dich einzusinken! Deinen Armen entglitten, um in deinem Herzen lebendig zu werden! Hast du mich denn nicht gehört, wie ich pochte, wie ich sprach? Und du horchtest nur nach außen und konntest nicht stille sein! Nun aber hast du mich erhorcht! Nun bin ich wahrhaftig und ewig dein! Und nie mehr scheid' ich von dir, bis deine Seele die Felsenkammer deines Körpers verläßt, in der wir nun beide wohnen, du und deine Waldfee, eins für immer, für ewig!" . . .

* * *

Als dieser glückselige Quellfinder aus den Bergen herabkam, blieben die Leute vor Verwunderung stehen, riefen sich leise zu und sagten: „Seht ihr ihn, wie sein Gesicht strahlt? Was horcht dieser Mann in sich hinein und lächelt dann wieder aus sich heraus? Bringt er ein Geheimnis mit aus unseren Wäldern?"

Goethes Einsamkeit

Wenn ich manchmal zu lang im Schneckenhause sitzen sollte, so klopfe freundlich an der Türe an!

Goethe an Jacobi, 1788

Und Christiane Vulpius? Bedeutet sie nicht einen Rückfall nach der Geistigkeit der Frau von Stein und den geselligen Formen des Hofes? . . .

Nach Iphigenie und Tasso folgten die Römischen Elegien. „Angenehm häuslich-gesellige Verhältnisse geben mir Mut und Stimmung, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren" (Annalen). Korona Schröter, die Edelgestalt, war längst der erfahrenen Frau von Stein gewichen und starb später einsam und vergessen in Ilmenau. Christiane, das einfache Mädchen, das nichts zu bieten hatte als vollblühende Natur und Sinneseinfalt, zog in Goethes Haus ein. Sie stand eines Tages in seinem Garten, ein hübsches Kind, „von naivem freundlichen Wesen, mit vollem, runden Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen" (Riemer). Sie hat sich nicht viel widergespiegelt in seinen Dichtungen, sie geleitete ihn nicht merkbar durch geistige Sphären: sie war seinem Erdenwallen eine gute Haushälterin. Sie lebte „wegen dem Geh. Rat (wie sie ihn zu nennen pflegte) oft sehr in Sorge. Er ist manchmal ganz hypochondrisch, und ich stehe oft viel aus, doch trage ich

alles gerne, da es ja nur krankhaft ist ... ich glaube gar, er wird wieder einmal recht krank ... Der Geh. Rat hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stürbe ... Sie können sich denken, wenn ein so unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stände, wie mir zumute wäre. Ich bin wahrhaftig ganz auseinander." So schreibt sie in Briefen. Und an ihrem Sterbebett (1816) sank der Staatsminister und Geheimrat in die Knie, weinte und rief: „Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!"

Man muß dies verwickelte Kapitel in Goethes Leben mit besonderer Vorsicht lesen.

* * *

Im Junozimmer des Goethehauses zu Weimar steht als kolossales Gebilde der Kopf der Juno Ludovisi. Es wirkt erhaben und beruhigend zugleich.

Es scheint kühl wie Goethe selber, dieses Marmorkunstwerk, solang man das Antlitz oberflächlich in Augenschein nimmt. Klare Stirn, maßvolle Ruhe, weiche Rundungen, eine abschließende Haarkrone, die das Gefühl satter Geschlossenheit vermehrt — und hinter der königlich-herben Hoheit dennoch um den Mund herum eine warme, verlangende Fraulichkeit.

Sind sie wirklich kalt, diese Künstler und ihre Marmorgebilde? Ich meine: nein; wir wissen vielmehr: es ist ein heißherziges Empfinden im Griechentum; aber die Empfindung ist gebändigt, geklärt, ausgeglichen durch Maß und Strenge.

Welche gesunde Sinnlichkeit quillt aus dem scheinbar so objektiven Homer! Welche Eindringlichkeit, welche Anteilnahme, welche wohlig-übertreibenden Beiwörter und Schmückwörter im marmorhaft gleichmäßigen Bau des Hexameters! Der „großgesinnte, edle, leidengeübte, erfindungsreiche Odysseus, die schönen, goldenen, ambrosischen Sohlen, die ungeheuren Gewässer, die entsetzliche Woge, die fürchterlich sausende Windsbraut, ein hohes, steiles, schreckliches Wassergebirge, der gewaltige Küstenerschütterer, die

Wut naßhauchender Winde, das glückliche Land der götternahen Phäaken" — —! Alles ist bei Homer belebt und durchwirkt von Göttern, die in die Handlung eingreifen: aus den Fluten taucht Leukothea, über die Wasser von Ägypten her fährt Poseidons Gespann, Athene naht ihren Helden in der Gestalt guter Freunde. Die Welt ist diesen empfindenden, seherischen, verklärenden Menschen mit Recht voll Gottes, voll Götter — fast hätt' ich hinzugefügt: voll Elfen, voll Engel!

Der herbe Äschylos in seinem „Orest" ist so heißblütig wie nur je der Dichter des „Hamlet"; man muß nur durch die Form hineinhorchen in dieser Dichter Seelen.

Carlyle hat dies feine Gehör für den „ruhigen" Goethe. Er schrieb einem Freunde: „Eines Tages werden Sie einsehen, daß dieser sonnig dreinschauende, freundlich-höfliche Goethe in sich verschleiert ein Prophetenleid trug, tief wie das Dantes. Und mir und Ihnen muß es nur um so edler erscheinen, daß er es so niederhalten konnte. Ich glaube vor allem dies: kein Mensch kann so *sehen*, wie er sah, der nicht gelitten und gekämpft hat, wie selten ein Mensch es getan."

Carlyle hatte keltisches Blut in sich, er war zornblütiger und wuchtiger und ist, weil er mehr Ethiker als Künstler war, nie zu Goethes Plastik durchgedrungen. Aber er verstand, liebte und verehrte den Altmeister gerade darum als „den einzig gesunden Geist, der seit Generationen in Europa erstanden". Es ist der Kern von Goethes Lebensweisheit und Selbsterziehung, wenn Carlyle an Emerson schreibt: „Es ist nicht eine Ihrer geringsten Eigenschaften, daß Sie so ruhig warten können und die Jahre ihr Bestes tun lassen."

Ruhig warten können? Es liegt zwar nicht für den gleichmäßigeren Emerson, aber für Goethes buntfarbiges Empfinden und Gestalten in diesen drei Worten eine ungeheure Lebensarbeit. „*Tätig warten können*" — ja, durch Tätigkeit die *Welt überwinden*: das hätte die Sache richtiger ausgedrückt.

* * *

Die Wirkungen zwischen Mann und Weib, zumal wenn jener eine empfängliche Künstlerseele ist, sind Geheimnisse der Natur. Wir kommen ihnen nie auf den Grund.

Aus Augen und Atem zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, die aufeinander gestimmt sind, geht ein Strahlenwerk hin und her, teilt sich dem ganzen Körper und Wesen mit, beschwert die Betroffenen mit einer fast spürbaren Substanz, die nicht abzuschütteln ist. Magnetisch ziehen sich zwei Liebende an; ein leiser Druck der Hand durchströmt den Organismus. Sie haben ein Geheimnis miteinander, diese beiden, ohne sich je ein Wort verraten zu haben. Zwei rätselhafte Kräfte ihres Wesens verlangen zärtlich und stürmisch zueinander. Es ist eine Elektrizität zwischen ihnen zur Entfaltung gekommen, deren Tragweite nicht abzusehen ist. Das Mädchen mag noch so „geistig unbedeutend" sein, du magst ihre Untugenden noch so beredt aufzählen — der Vorgang dieses Ineinanderüberspringens zweier Funken ist unerschütterliche, beunruhigende, beseligende Tatsache.

„Was findet er nur an ihr?" fragt man sich dann verwundert. „Was mag dies Weib ihrem Gatten sein?"

Freunde, das kann niemand von uns wissen. Das erfahren und erleben nur die zwei Beteiligten. Es sind Geheimnisse der Natur — und nicht bloß der Natur: es sind ebenso Geheimnisse des unendlichen Geistes, der unergründlichen Seele.

Wenn ein Goethe derart festgehalten wurde im Strahlenkreis einer Christiane, so muß wohl etwas, was ihn ergänzte und wessen er bedurfte, in diesem Mädchen wirksam gewesen sein. Wir müssen es den Beteiligten überlassen.

* * *

Aber warum hat der Minister, der sonst so Formen achtende, nicht auch hier die Form gewahrt und sich über die Liebe zu Christiane hinübergerungen? Warum gab er Anstoß und nahm sie in sein Haus? Wirkte hier die römische Geliebte Faustine nach?

Er hat Faustine beim zweiten römischen Aufenthalt, nach der Rückkehr aus Neapel und Sizilien, kennen gelernt. „Müde war ich

geworden, nur immer Gemälde zu schauen", heißt es in den „Venez. Epigrammen": „nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick." Und ähnliches deutet der „Bericht" (Januar 1788) an: „Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Tätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden." So kam er zu der sinnenfrischen römischen Freundin Faustine.

Zu dieser Frische wollten nun aber die oft verdrießlichen Heimatbriefe der Frau von Stein „von Zahnweh und andren Übeln" nicht mehr stimmen.

Das Herz tut uns weh, wenn wir der vereinsamten Frau von Stein gedenken. Ich kann nie ohne Bewegung den entscheidenden Abschiedsbrief vom 1. Juni 1789 lesen, worüber die Empfängerin nur ein „Oh!!!" geschrieben hat. Wir erkennen den sonst so abwartenden und dann erst seine Worte prägenden Goethe hier gar nicht wieder: er schreibt in anfechtbarster Logik und Psychologie, ohne Gefühl dafür, daß jedes Wort unsäglich schmerzen mußte. Nach den leuchtenden Briefchen von einst, jenen Tauperlchen — welch ein poesieloser Gegensatz!

. . . „Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer" [aber, kann man hier verwundert fragen, Goethe war ja zwei Jahre lang weg gewesen! wollt' er denn schon wieder fort?], „ich blieb um der Freunde willen, wie ich ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, ehe von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zu-

bringe?“ [Wir schreiben ein ‚Unglaublich!‘ an den Rand! Das an Frau von Stein, seine Lotte von einst!]

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte.“

Abermals: Unglaublich!

„Aber das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

„Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer fällt, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeitlang wohl eingesehen und das Du, aus Liebe zu mir, auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Kur, die Reise recht wohl bekommen!“ . . .

Wir erkennen unseren großen, milden und gerechten Goethe nicht wieder. Nur Vorwürfe, nur Abwehr! Und Zumutungen einer Toleranz, die wir nicht für möglich gehalten hätten. Wenn man sich in die Gemütsverfassung der Frau versetzt, die solchen Brief empfangen hat — wie muß es in ihr aufgeweint, aufgeschrien haben vor Weh und beleidigter Frauenwürde!

Aber dann beginnen wir zu fragen: Wirft denn aber ein Mann von Selbsterziehung wie der vierzigjährige Goethe aus bloßer Laune solches Schreiben hin? Müssen sich da nicht ungewöhnliche Verstimmungen angestaut haben? Und wir fühlen allmählich eine Tragik heraus, die weitab liegt von dem üblichen „Schuld" oder „Unschuld", eine Tragik für beide Teile.

Es lag eine poetisch umhüllte und mit Anmut verschönte Tragik von vornherein keimhaft in diesem Herzens- und Phantasiebund. Die sieben Jahre ältere Ehefrau mit ihrem freilich nicht sehr um sie bekümmerten Gatten und ihren sieben Kindern (wovon vier gestorben waren) hatte eine wohlangefüllte Welt um sich; wenn sie gleichwohl Geist und Seele genug übrig hatte, den Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso" hinaufzuerziehen aus Sturm und Drang in das, „was sich ziemt", in edle Form, in feine Sitte, — so war das ein so frauenhaft hehres Werk, daß ihr die Jahrhunderte dafür dankbar sind.

Aber dies Werk mußte sein Ende finden. Schon die Tatsache der Flucht Goethes nach Italien und dann erst recht die zweijährige Einspinnung in die Welt des Südens beweisen, daß Goethe den Weimarischen Kreis zur Genüge durchlaufen hatte und nun nach Neuem Ausschau hielt, der immer suchende Faust, um es umzusetzen in geistigen Besitz. Nun kam er zurück, voll von bedeutenden Ausblicken in andere und weitere Kulturen, kam zurück in das enge Weimar, das „große Dorf"; kam aus unbekümmerter Künstlerfreiheit heim ins Ministerium, in Hofgesellschaft, in Vorurteile. Er war gewachsen in den zwei Jahren, er hatte seine Flügel gebreitet — und die zu Hause waren nicht mit ihm gewachsen und konnten nicht mehr mit ihm fliegen. Und so brach die geheime Tragik offen aus.

Auch jetzt noch wollte die liebende Frau festhalten, was sich in bisheriger Form nicht mehr festhalten ließ, weil die Entwicklung darüber hinausgegangen war. Und doch war nun einmal grade jetzt — schon in den zwei Jahren hatte sie Zeit gehabt, sich seelisch darauf vorzubereiten — der schwere Augenblick gekommen, wo sie sich sagen mußte: „Will ich ihn behalten, so muß ich ihm entsagen.“ Und der schwerere Augenblick: „Will ich seinem Werden und Wachsen auch in Zukunft förderlich bleiben, so muß ich selber nun, ich, seines Herzens Vertraute, unter Ausstreichung meiner Person, ihm in einen gefestigten Herzens- und Ehebund hinüberhelfen.“

Zu solcher heroischen Freundschaftstat gehört ein ungewöhnlich großes Herz und ein wahrhaft freier Geist. Ein begehrend Weib besitzt dazu weder Kraft noch Einsicht. Die Ahnung, daß sie den Großen nicht mehr persönlich festhalten könne, drängte sie vielmehr in Angst, Kleinheit, Eifersucht hinein — und so verlor ihn die Ärmste erst recht.

So geschah hinter ihrem Rücken jene verhohlene „Gewissensehe“, deren Form und Art wir alle schwer verstehen. Goethe begab sich damit bewußt in Selbstverbannung. Und so brach im Jahre der französischen Revolution, die den Dichter so erschreckend an die Zerbrechlichkeit irdischer Dinge gemahnte, ein zwölfjähriger Herzens- und Phantasiebund zusammen, der so viel Ewiges der Welt gespendet hatte. Goethe war von nun ab einsam.

Ja, in tiefsten seelischen Dingen war Goethe von nun ab einsam. In seine innerste Welt hatte weder Schillers anregende, Dunkelheit und Zaudern überwindende Freundschaft noch Christianens Erdenschwere Zutritt. Seine bekannte Zurückhaltung, seine Scheu, innerste Gefühle zu zeigen, seine zugeknöpfte Steifheit, womit er zwischen sich und seinem Umkreis einen vornehmen Abstand walten ließ — sie datieren von diesem Jahr ab, als der vierzigjährige Mann aus der Weite heimkehrte und sich, unverstanden und durch jenes Liebesverhältnis Befremdung erregend, in eine tätige Enge einsperrte.

* * *

„Rom in Thüringen" überschreibt Goedeke diese Einkapselung des großen Künstlers. Wir müssen noch ein wenig verweilen, es ist ein unerschöpflicher Stoff.

Schon zur Zeit der italienischen Flucht war der Dichter der „Iphigenie" zu einem Höhepunkt menschlicher Klärung emporgereift. Es waren die lichten, stillen Tage von Ilmenau und Schwalbenstein — wo er sereno die, quieta mente an „Iphigenie" geschrieben —, Tage, die uns sehr lieb sind, weil sich ihre Innerlichkeit in so klare Form, in so gute Weisheit geprägt hat. Nun trat, wie gesagt, ein Stocken ein. Warum?

Wären wir Deutschen in unserer Gesamtkultur damals bereits weiter entwickelt gewesen, statt der moralisierenden Schöngeisterei, des wissenschaftlichen Dilettantismus, der politischen Unreife jener kleinstaatlichen und absolutistischen Epoche: glaubt man wohl, daß sich unser empfänglichster Geist, unser Goethe, mit solcher Einseitigkeit zwei Jahre lang in italienische Kunststimmungen eingelebt hätte? Unsere rückständige Gesamtkultur hat jenen Bruch und jenes Stocken verursacht. Wir hatten kein Reich, an dessen Kultur unsere bedeutenden Köpfe umfassend arbeiten konnten; wir hatten keine weitreligiösen Horizonte, nur Mystik oder Rationalismus gedichen; das einzig Große war vorerst die Kantsche Philosophie und das friderizianische Preußentum. Gemeinsame Kulturideale mußten der deutschen Menschheit erst wieder gefunden werden.

Dazu brach unmittelbar nach Goethes Rückkehr die französische Revolution aus und bedeutete das Anbrechen eines politischen Zeitalters: die französische Revolution, die ihn mehr „widrig" als furchtbar berührte, deren Vorzeichen ihn schon im Jahre 1786 (Halsbandgeschichte) derart aufgeregt hatten, daß er seinen Freunden als „wahnsinnig" erschienen war. Die verdumpfte Welt des Absolutismus sah diesem Hexenkessel zu, ohne viel Gegenwirkung, bis in Napoleon der Weltsturm über Europa brauste und unseren unhaltbaren Verhältnissen ein „Jena" nach dem andern bescherte.

Der Minister eines Kleinstaats, ein Minister, der zugleich großer Dichter und Künstler war, konnte nur zwei Dinge wählen, die sich überhaupt, und bei Goethes Natur erst recht, schwer vereinigen ließen: er konnte mit politischem und reformatorischem Temperament als Staatsmann in die ungeheuer schwierige Gestaltung der äußeren Dinge eingreifen, wie es sich nachher Männer wie Stein, Arndt, Blücher, Körner, Friesen und derlei Charakterköpfe zur Lebensaufgabe setzten, deren stattliche Reihe erst durch das Genie Bismarcks abgeschlossen ward — oder er konnte sich so erschütternder, den ganzen Mann verzehrender Tätigkeit beizeiten entziehen und inzwischen den Deutschen als künstlerischer Bildner eine stille Geisteswelt erbauen, mit allem Reichtum, aber freilich auch mit etlicher Einseitigkeit, die solche Absonderung mit sich brachte.

Fast symbolisch halfen äußere Umstände dieser Naturanlage Goethes nach. Der Name Merck erinnert uns an die frischen Zeiten von Straßburg, Frankfurt, Wetzlar, als die Freunde unter Herders Anregung für Shakespeare, Homer, Ossian, Volkslied schwärmten, als der Stürmer und Dränger den kraftvollen „Götz" schrieb. Damals war noch so etwas wie Nationalliteratur in volksmäßigem Sinne zu erhoffen. Nun, Merck geriet just in diesen Heimkehrjahren Goethes immer mehr mit dem Dasein in Konflikt und erschoß sich 1791. Auch Herder entfremdete sich dem Dichter mehr und mehr: das Humanistisch-Ethische wuchs im Hofprediger stärker als das Künstlerische; zugleich blieb Herder seiner nationalen und gemüthaften Richtung treu. An wie manchem Werk der nun anbrechenden antikisierenden Periode — vor allem an den Römischen Elegien — nahm Herder Anstoß! Der neue Hausfreund Meyer (der „Kunst-Meyer") gewann, bezeichnend genug, Goethes Herz besonders durch seine einseitige Vorliebe für die bildende Kunst.

Goethes Briefe aus dieser Zeit spiegeln seine Vereinsamung und sein Unbehagen wider: „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isolieren" ... „Warum bin ich doch zurückverschlagen!" ... „Ich kann und darf nicht sagen, wieviel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe, wie schmerz-

lich es mir war, das schöne Land zu verlassen" ... „Ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus dem Herzen tilgen. Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Elemente wieder hierher versetzt sehe" ... „Der Hauch, der mir von Süden kommt, ist mir immer erquicklich, wenn er mich gleich eher traurig macht als erfreut." So quillt es nach seiner Heimkehr immer wieder auf.

Die Deutschen hingegen: „Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff ... Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte: sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildeteren durch ein Art Honettetät zum besten ... Was ich unter diesen Aspekten von Ihrem Theater hoffe, es mag dirigieren wer will, können Sie denken." Und an anderer Stelle schreibt er, gleichfalls an Reichardt: „Ich schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie nicht aufführen werden, es hat aber nichts zu sagen: ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck, indem ich gewiß bin, mich auf diesem Wege mit dem denkenden Teil meiner Nation zu unterhalten, der doch auch nicht klein ist."

„Mit dem denkenden Teil meiner Nation" ... Das klingt getroster. Diese Stimmung trostvoller Resignation gilt von nun ab für Goethes stille, aber weite, tiefe und feine Lebensarbeit.

Abendgespräch mit einer Mutter

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust

Wie schön ist die Helle, unter der wir endlich wieder einmal als gute Kameraden wandern! ... Abendspaziergänge hab' ich besonders gern. Es ist, als öffnete sich nun das Weltall, das tagsüber verhängt war. Man fühlt sich im Angesicht der Unendlichkeit, und die Worte werden unwillkürlich gedämpfter. Geht es Ihnen nicht ebenso?

— „Ja, besonders heimziehende Vögel mag ich so gern. Sehen Sie, wie hoch und still der Schwarm dort durchs Abendgold fliegt! Es sind nur schwarze Pünktchen ... Und immer streben sie der Sonne nach!"

— „Wer mit ihnen fliegen könnte!

— „Fliegen zu können! Wie oft würden wir aus unserer Enge auffliegen, grade wir Frauen!"

— Aber wieviel öfter würdet ihr wohl wieder in die traulichen Saaten hinabnisten, grade ihr Frauen?

— „Das mag sein. Wir könnten's wohl nicht lang aushalten vor Heimweh nach den Kindern, die uns anvertraut sind. Männer sind besser dran als wir Frauen und Mütter. Ihr seid Welteroberer."

— Männer? Ich kenne genug Männer, die in Amt und Alltag verhärtet sind. Ist das nicht schlimmer?

— „Das wohl. Aber Männer, mein' ich oft, gehen mit weniger Gefangenschaft durch den Haushalt der Natur. Wir Frauen sind zu reichlich mit Stoffen der Erde bedacht: wir müssen ja Leib und Geist unsrer Kinder nähren und wärmen. Wie reizbar und gespannt ist die Elektrizität unseres Körpers, wie zittert sie leicht! Heute jauchzen wir himmelhoch, morgen kränkeln wir wieder. Man kann oft wahrhaft niedergeschlagen sein über die Stimmungsunterschiede, die in uns sind! Wir sind viel bemitleidenswertere Gefangene unsres Körpers als ihr Männer. Ich hab' in meiner Jugend immer ein Junge sein wollen — und nur die unsagbare Liebe zu meinen Kindern hat mich mit meinem Geschlecht ausgesöhnt. Wie hab' ich meine Kleinen lieb! Es ist ein wunderbares Fadengewebe zwischen Mutter und Kindern! Alles verbleicht, glauben Sie mir, neben der Macht des Muttergefühls. Von diesem seligsten Glück habt ihr Männer gar keine Vorstellung. Und diese Kraft ist auch in Frauen, die noch nicht oder überhaupt nicht körperlich Mütter sind, wenn sie nur Liebe haben."

— Recht so! Aber nun lassen Sie mich fortfahren! Dieser Vorrat an nährenden und wärmenden Stoffen, dieser Drang zur Mütterlichkeit, den Sie vorhin als beschwerend beklagten, gibt er euch Frauen nicht die köstlichste Eigenschaft? Verklären Sie uns nicht damit die Welt, wenn diese Kraft richtig entwickelt ist? Erwärmen Sie nicht jeden, der in Ihren reinen, lichten Bezirk tritt, nicht bloß Ihre Kinder? Ist diese himmlische Sonnengabe nicht etlicher Betrübnis wert?

— „Wahrlich, das ist sie! Alles könnt' ich hingeben, alles dulden für das Glück und Gedeihen meiner Kinder! ... Aber sehen Sie, ich kann ein Gefühl von Minderwertigkeit nicht ganz los werden — verstehen Sie mich wohl: — dem M a n n e verdanken wir

ja die Mutterschaft mit all ihren Segnungen, Wonnen und Leiden. Und das will manchmal meinem Hochmut nicht recht ein. Ich fühle mich gern als Königin, in gutem Sinne, Sie verstehen mich recht, nicht wahr — und kann doch das Gefühl nicht bezwingen, daß ja ihr Männer die Könige seid und wir nur Dienerinnen, allenfalls Verwalterinnen."

— Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: Sind die Funken Kinder des Stahls oder des davon berührten Steins?

— „Nun, ich denke aller beider."

— Ganz recht! Echte Frauen und echte Männer — negative und positive Elektrizität! Sie gehören zusammen und wirken gleichwertig als Ganzes. So will's der Haushalt der Natur; so will's der Haushalt der Seele und des Geistes. Immer wieder üben wir Männer ja gerade durch euch Frauen und Kinder das Talent der Liebe zur ganzen Welt — und umgekehrt ihr durch uns. Durch liebend geöffnete Herzen strömt dem Kopfe leichter Weisheit zu — und dem weisheitgeleiteten Willen Stärke. Unser Organismus ist erwärmt, er sendet nun überhaupt stärkere Strahlen aus, er zieht alles Edle mit Fangarmen wieder an sich, er scheidet aus das Unbrauchbare, er behält das Fördernde. Das geniale Sprechen mit „leerer Luft", das Sie als Kind so sehr liebten, das geniale Empfinden der Nähe guter und großer Geister, das Streicheln der Blumen und dieser großen Stengelpflanzen, der Waldbäume — von wem haben wir die Entflammung dieser seherischen und künstlerischen Kraft, wenn nicht von euch Frauen und Kindern?!

— „Ihr vergeistigt das, darum wird diese Gabe wertvoll. Aber wir Frauen greifen oft kindlich und töricht nach den Dingen selber, wir wollen oft greifbar besitzen, was wir liebhaben, eben weil bei einer seelischen Freude unser Körper so lebhaft mitschwingt. Dem Evangelium sogar gilt gar leicht unsre Liebe nur dann, wenn uns der Evangelist lieb ist. Ein ‚Der' ist uns nun einmal faßlicher als ein ‚Das'. Wir können dies ‚Das' weder schauen noch hören noch liebhaben — es ist uns zu farblos — — ach nein, lassen Sie gut sein! Wir sind Gefangene der Eindrücke!"

— Nicht nur Sie: jede künstlerische Natur! Ich meinesteils habe zeit meines Lebens aus Grammatik und Regeln wenig gelernt, aber ein einzig Beispiel machte mir die Sache faßbar und lebendig. Das Höchste und Heiligste kann nur unter Beihilfe der Sinne in sichtbare Erscheinung treten. Lassen Sie uns groß genug sein, den Mißbrauch der Sinne zu fürchten und zu verachten; aber lassen Sie uns größer sein, und die wohlgebrauchten Sinne achten!

— „Ja, da haben Sie recht. Es lähmt uns in unsren heiligsten Kräften, wenn wir heut' überall so schändlich die Sinne mißbraucht sehen. Liebe — es gibt nichts Heiligeres! Mutterschaft — es ist für uns der Inbegriff alles Erlebens! Und wie ist das alles unrein geworden, in Kunst und Literatur und Leben! Mir schnürt sich das Herz zusammen, wenn ich denke, ich soll meine anschmiegsamen, so vertrauensvollen Mädchen, meine unschuldigen Lockenköpfchen, von denen ich mich kaum einen Tag trennen mag, hinauslassen in diese unsaubere Welt. Was für verzerrte Menschen laufen da herum, was für verzerrte Sachen schreiben und malen und tun sie! Mutterschmerzen sind etwas Furchtbares, mein Leben hing zweimal nur noch an einem Fädchen — aber der Schmerz, Häßliches und Gemeines wehrlos mit ansehen zu müssen, tut unsäglich viel mehr weh. Als lachendes Kind zog man einst hinaus und war allen Menschen gut — und als verstörtes Kind steht man oft am Wege und verlangt wieder heim, den stillen Abendröten nach, wie vorhin die heimfliegende Vogelschar."

— Ich kann Ihnen nur sagen: ich knirsche, wo Sie weinen, und schüttle die Fäuste. „Wehe der Welt, der Ärgernis halben! Es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!" Wer dieser Geringsten einen, diese Kinderseelen, diese Frauengemüter, diese Königinnen im Gewande der Hausfrau und Mutter ärgert, — dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist! ... Sie kommen sich als „Gefangene" vor, verehrte Frau, trotz Ihres reinen häuslichen Glückes: wir alle sind Gefangene. Aber wir sprengen die Ketten, die uns Entartung und Verzerrung

rund herum angelegt haben; wir führen die Königin wieder auf ihren Thron, die Priesterin wieder in den gereinigten Tempel: die Frau und Mutter wieder auf ihren Ehrenplatz. Verlassen Sie sich drauf!

— „Königinnen, ja, das sollen wir sein und Priesterinnen! Einst haben Priesterinnen zwischen Gott und den Menschen vermittelt, wenn uns doch das überall wieder möglich würde, im Haushalt, an den Kindern, an Freunden des Hauses! Ist es nicht ein frauenhaftes Amt? Ich spüre so viel Kraft in mir, Gutes und Schönes zu spenden! Die Welt vergolden und verklären, wie dieser Abendhimmel alle Hügel und Häuser verklärt —! So möcht' ich Menschenseelen verklären!"

— Ja, das ist das rechte Frauen- und Künstleramt! Nicht nur die Seherinnen in Delphi oder die Priesterinnen der Tempel waren Frauen: auch die Musen und Grazien sind Frauen; sie bringen uns Poesie, wir formen nur ihre Gaben. Wollen Sie noch betrübt sein? Euch ist T i e f s t e s anvertraut. Ihr kommt mir oft vor wie Pforten der Unendlichkeit. Ihr laßt aus den Tiefen der Ewigkeit das Leben ü b e r h a u p t in die Welt ein. Ungeheure Lebensmöglichkeiten liegen hinter euch — ein Funke von uns, und eine dieser Möglichkeiten springt auf ein Weilchen hervor, in sichtbarer, geformter Masse: ein M e n s c h. Mehr als das: ein G e i s t, unendlich und unsterblich wie wir, ein Geist, vielleicht ein G e n i e, durch das Milliarden von Ideen und Gesichten fluten und die Welt bereichern, ein Gedanke und Sendling Gottes ... Gottes, der hinter und über uns allen steht, der in uns allen schaffend pulsiert, von dem auch wir beide gleichwertige Teilchen sind, ob Mann oder Weib. Es ist das Wunder aller Wunder: das L e b e n!

„Wohin der Weg? — Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende! ...
Gestaltung, Umgestaltung,
Des ew'gen Sinnes ew'ge Unterhaltung" ...

Zu den „Müttern" stieg Faust hinunter! Und damit zu alles Lebens dumpf-unendlichem Inbegriff ... Eine Mutter ist auch die

Erde selbst, auf der wir gehen: die Sonne ist der Mann, der den Funken wirft. Wohl durch das ganze All hin ergänzt und belebt sich Männliches und Weibliches zu dem Wunder des Lebens — auch im Reich des Geistes ... Wenn man solchen Fragen nachhängt, so wächst ein Gefühl immer mächtiger hervor, über alle anderen hinaus: Ehrfurcht vor dem Wunderbaren, durch das wir hienieden nur ahnend dahinwandeln. Das möcht' ich den Menschen sagen dürfen! ...

— „Ja, Ehrfurcht! Und Dankbarkeit! Dankbarkeit, daß wir es ahnen dürfen, so viel Schönes, so viel Hohes! Ich könnt' in solchen besten Stunden immer nur dankbar sein — für alles, auch für die Schmerzen meines Lebens!"

— Erst recht für Schmerzen! Hat man erst einmal diese beste Kraft aller Kräfte: Dank auszuteilen sogar den Widerständen, die uns ja nur erzogen haben, so ist das Spiel gewonnen! Was von nun ab unser Innenreich trüben will, ist machtlos. Wir sind nun wie Äolsharfen: der Wind der Welt kommt herauf und wird Melodie, sobald er unsre Saiten berührt ... Und nun muß ich wieder sagen: in dieser Kraft seid grade ihr Frauen, falls eure Gemütsmacht die Widerstände überwunden hat, viel lebensreicher als wir, obwohl wir vielleicht besseres Prägungstalent besitzen; denn ihr habt viel mehr Schmerzen als wir in Wonnen und Siege verwandelt. Und sehen Sie: darum ist es uns „weniger beschwerten" Männern erst recht eine ritterliche Pflicht und ein höchster Gewinn, vor euch das Knie zu beugen und euch in Verehrung zu dienen, ihr tapfren Frauen, ihr guten Mütter: ihr Königinnen!

— „Dienen? Nun ja denn, ihr uns und wir euch! Und wie gern dienen wir euch!"

Drittes Buch. Wartburg

Und will es euch erschrecken
Dass ich vom Scheiden sprach?
So kommt doch, nehmt den Stecken
Und folgt mir nach!

Wartburg-Sonntag

Diese Wohnung ist das Herrlichste, was ich je erlebt habe, so hoch und froh, daß man hier nur Gast sein muß, sonst würde man vor Höhe und Fröhlichkeit zunichte werden.

Goethe auf der Wartburg (1777)

Um die Ränder und Zacken der Wartburg fließt einer Sommerfrühe blendend weißes Licht. Das Mauerwerk steht fest und hell auf seinem Felsen. Es ist eine männliche, eine taghelle Stimmung um Thüringens ruhmvolle Bergfeste.

Kirchenglocken schlagen in der Ferne an; hohe Wolkenstreifen wehen wie Fahnen über den Sonntagshimmel.

Schneeweiß quillt das Licht und kleidet den Sonntag in ein Festgewand. Wohlige Wärme weht über den Boden hin; sie verbindet sich mit der Frische der taunassen Erde zu einem funkelnden Dampf.

An den Wiesen erwarten uns die Grillen. Kein Wind bewegt das volle, schwere Wipfelgeschiebe, das an den Mauern der Landhäuser angelagert ruht. Morgenblank leuchten die Villen im Marien-

tal. Die Straßen Eisenachs sind noch ziemlich still; aber man hat die Empfindung, daß heut' überall auf den Hügeln Freuden und Überraschungen warten. Und vereinzelte Jodler hallen jetzt schon aus waldigen Tiefen oder von den wunderlichen Felsgebilden des Marientals herüber ...

Nun denn, ihr breiten Wände mit den Fensterbogen des Sängersaals, du Stätte des Minnesangs und ritterlicher Tüchtigkeit — sind deine Herren und Knappen, deine Sänger und Edelfrauen bereit? ...

Mir ist, als wär' heute wiederum Sängerfest. Der Sänger Osterdingen ist vor Jahresfrist im ersten Wettkampf erlegen und hat heute sein besseres Lied zu bringen — oder er verfällt dem Henker. Mir ist, als hört' ich da oben ein Türenschlagen in den Morgengemächern, ein Liedchenträllern der Kammerfrauen, wenn sie vorüberlaufen an offenen Fenstern. Und in Hof und Werkstatt ist ein Klopfen, Scheuern, Putzen. Frau Landgräfin Sophie bewegt sich in einem Gefolge von gesitteten Sängern in lebhafter Unterhaltung aus dem Burgtor; sie wendet sich mit dem farbenblitzenden Geleit nach rechts, um auf der Höhe des Bergrückens in bewegtem Gedankenaustausch zu lustwandeln. Gräfin Mechthild tritt bald darauf aus dem Frauenpallas, mit viel leiserem Gewänderrauschen als ihre hohe Freundin, begleitet von wenigen Dienerinnen: sie geht zur Morgenandacht am Waldkreuz. Errötend geht die blasse, süße Frau, da eine Kette von Neugierigen am Tore steht und die Minnigliche züchtig grüßt. Und immer hallen aus duftiger Ferne Waldhörner, aus der Landgrafenschlucht, aus dem Annatal, von heranziehenden Festgästen*).

Knappen und Knechte, die müßigen Schelme, reiten im Stall auf den Pferdekrippen und pfeifen Schalkslieder oder treiben Possen. Einer thront umgedreht auf des Landgrafen bestem Schimmel, läßt die Beine über den Pferderücken hangen und spielt den empörten

*) Man vergleiche hiezu und zu den folgenden Kapiteln meine Wartburgtrilogie (umfassend die dramatischen Dichtungen „Heinrich von Ofterdingen", „Die heilige Elisabeth" und „Luther auf der Wartburg").

Burgherrn, wie er eben den Henker ruft; ein anderer gibt mit komischer Wildheit den Henker, einen Besen im Arm, die Rechte wie eine Tatze mit Grimassen ausgestreckt, langsam eindringend auf den lachend flüchtenden „Ofterdingen". Die Stallrotte unterhält sich köstlich. Heut' ist der zweite Sängertag: wird der Österreicher, der gestern mit dem Schiedsrichter Klingsor in Eisenach einritt, diesmal bestehen?

Den Türmer kümmert das wenig. Der sitzt auf seiner erhabenen Warte und reibt sein Messinghorn blank. Von Zeit zu Zeit hat er einen Einfall: er biegt sich mit jähem Ruck herum, greift zwischen das Gerät und hebt handfest eine Deckelkanne zum schnauzbärtigen Mund. Langer, unerschütterlich langer Zug! Heut' ist jeder neue Gast ein neuer Vorwand zum Trunk. Und am späten Lichterabend wird er auf seinem Turm sinnlos blasen und lachen und Tänze stampfen, daß sich die wackligen Bretter biegen, und wiederum blasen, umlacht von lustigen jungen Gesellen, die ihn und seine Schnurren am Sonntagabend zu besuchen pflegen . . .

Aber aus den Ulmen und Buchen und Eichen rund um die umgrünte Burg dringt ein Finkenschlagen und Amselschmettern immer froher in den wachsenden Tag. Immer buntere Festkleider umranken den Berg. Das juchheit ins belebte Tal, das zieht empor, lagert sich auf den Wiesen, hält Frühstück . . .

Es ist ein gesunder, reiner und großer Morgen, durch den nun ein anschwellend Glockengeläut langsam und feierlich dahinschwimmt und alle Lüfte gewaltig erfüllt. Die Glocken von Eisenach läuten, die Posaunen rufen, Ritter reiten zu Berg — dort Klingsor, daneben Ofterdingen — der Wettkampf wird beginnen! Alles strömt in den überfüllten, nach Blumen und Kränzen duftenden Burghof.

* * *

Mein Elfenvolk umfliegt mich wieder; meine Freunde nehmen mich wieder in Empfang. Jung-Elfenland aus dem Ilmtal hat den trotzigen, Ferne suchenden Flüchtling eingeholt. Und Alt-Elsaß hat in Gestalt eines liebenden, empfänglich wieder auflebenden, Sinn

und Seele öffnenden Vaters dies weltberühmte Gelände aufgesucht. Wir feiern ein Fest der Freundschaft — u n s e r ist der Tag, u n s e r die helle Burg!

Einen alternden Vater nach vielerlei Sorgen als Sieger über so lichtumflossene Höhen zu führen: es ist die reinste Genugtuung, die ein Sohn erleben kann. Ihn, der einst mich geleitet hat, nun selber durch so viel Eindrücke zu leiten; ihm darzureichen, was ich mir mühsam errungen habe; um sein Silberhaar den Goldkranz einer verklärenden Abendröte zu legen: — nichts kommt so tiefer Freude gleich.

Dazu sind wir umflogen von gar viel Anmut. Tausendschön und Marienblümchen haben sich vom grünen Grund gelöst und laufen nun rot und weiß an den Waldwiesen entlang. Unsere Kleinen werden nicht müde, seltene Blumen zu suchen und den Gästen der Wartburg an Kleid oder Hut zu stecken. Ihre Mutter strahlt vor Glück und Dank. Wir Männer schreiten in gemächlichen Gesprächen, bleiben von Zeit zu Zeit vergnüglich stehen, wischen die feuchten Stirnen und schauen zurück nach dem mächtigen Schattenriß der Burg oder hinunter nach dem vielfarbigen Häuserwerk von Eisenach.

Behagliche Ruhe atmet unser Gespräch. Wir freuen uns des Mittagsmahles und sind neugierig auf die Weine des Wartburgwirtes. Ich trage den Kindern die blauen Mäntelchen, und manchmal hängt sich die anschmiegsamste Kleinste an meinen Arm. Auf dem Kamm warten die bequem gesattelten Reiteseln — mit Jubel schwingt sich das Völkchen darauf. So ziehen wir als des Landgrafen Festgäste ohne Hast empor. Wozu sollten wir von mittelalterlicher Poesie sprechen? Dieser Tag ist ja selber Poesie.

* * *

Bald halten wir unter Burgtor und Zugbrücke. Irmgard und ihre Schwestern springen von den Sätteln; Sonntagsvolk drängt sich auf der Brücke; die Burg ist voll Menschen, als wär' heut' wirklich ein Fest.

Und nun badet der Blick in der Pracht der Landschaft! Welche Fernsicht! Eisenach ist zwar zum Teil durch den Hainstein verdeckt, aber die wachsende Stadt drängt darüber hinaus und füllt das ganze Tal; helle Landhäuser sind auf den Waldberg hinaufgeklettert und grüßen zur Wartburg herüber wie mützenschwingende Jungen. Gleich vor uns hat sich der Metilstein vor die Ebene gelagert. Auch er trug eine Zeitlang eine Burg, in den Wirren des thüringischen Erbfolgekrieges. Aber sie verschwand ebenso rasch wieder wie die „Eisenacher Burg" am anderen Ende des Bergrückens. Die Wartburg ließ solche Nebenbuhler nicht aufkommen.

Am nordöstlichen Horizont steht wie erstorben in dieser lebendigen Landschaft der Hörselberg, kahl, lang, rötlichgrau — ein feierlich stummer Sarkophag. Dort hat Tannhäuser bei Frau Venus „im Tann gehaust". Im Tann hausen heißt aber in sechs Tannenbrettern ruhen: im Sarg. Dort war Tannhäuser lebendig tot, unerwacht zur Lebenspflicht.

Jener Berg war einst der Göttin Hulda geweiht, der unermüdlichen Frau und Mutter, der emsigen Spinnerin. Eine schwächliche Zeit hat später diese Frau und Göttin in eine buhlerische „Venus" verwandelt; und man gesellte ihr einen „Ritter" bei, der nach sündigen Lüsten im Büßertum zusammenknickt, statt daß er sich zu Lebensstolz und Bessermachen aufrafft.

Von Norden her haucht uns der Saatenduft der schimmernden Ebene an, Sonntag, Glanz und glühende Luft! . . . In der Nähe ist welliges, waldbedecktes Gebirgsgelände, das durchlaufen ist von braungrünen Sommerwiesen mit ihren vielen Blumen und Rispen und Dolden; Felsen voll Heidekraut; weiche, runde Baumwipfel, die sich allerliebst anschmiegen an das fest und starr emporragende Mauerwerk der Sängerburg.

* * *

Hier sind wir im Herzen Deutschlands! Und sollte sich nicht der beste Prunksaal der Seele auftun, wenn wir durch Hof und Ritterhaus und Lutherzimmer, durch Landgrafenhaus und Sänger-

saal und Kapelle wandeln und deren Geschichte in uns einströmen lassen? Warum gingen Weimars Dichter an dieser unvergleichlichen Burg vorüber?

Der junge Goethe war von Weimar aus, über Stützerbach und Eisenach, einige Wochen auf der Wartburg, das Herz voll Liebe zu Frau von Stein, so daß er alle Dinge verklärt schaute, erst recht diese schon ohnedies reizvolle Landschaft.

„Hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehn vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabgänge davor und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsspitzen im Monde röten, und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lang Gebundene reck' ich erst meine Glieder. Aber mit dem echten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchens hier!" . . .

Wenn's möglich wär' zu zeichnen . . . Einige Zeichnungen nahm er in der Tat von diesem Waldberg mit. Aber die Seele der Burg, ihre Geschichte, ihre Gestalten — blieben ihm verborgen. Der Name Wartburg wird in den sämtlichen Werken des poesiefeinen Ministers von Weimar-Eisenach knapp dreimal erwähnt.

Erst gegen Ende seines sonst so vielseitigen Lebens, fünfzig Jahre nach seinem herbstlichen Aufenthalt hier oben, lernte Goethe das Nibelungenlied in Simrocks Übersetzung kennen (1827). Da freilich schrieb er die Worte: „Die Kenntnis dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, da-

mit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange ... Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben."

Inzwischen hat uns treue Forschung redlich ein Erbe nach dem andern erschlossen. Wie sind wir reich! Lebt aber das Erschlossene? Ward es ein Stück unserer inneren Welt, durchwärmt und neugebildet von heroischen Dichtern der Gegenwart?

* * *

Am östlichen Hang des Schloßberges läuft ein kleiner Pfad auf eine felsige Lichtung. Dort sitz' ich zwischen den Elfen, während die anderen Mittagsruhe halten. Übermächtig ragt zu unseren Häupten die Nordfront der Wartburg.

Elfen und Wartburg ... Der Klang des Wortes Wartburg, und was alles für den Kundigen dabei anklingt, ist allzu stark und will keinen Zweiklang geben mit jenem spielenden Bild ...

Es gilt Abschied nehmen, liebe Mädchen. Man ist zwar im Kinderland mit großem Gewinn ein Weilchen Gast; man legt Lasten ab und schaut, lächelnd am Rain sitzend, Kinderspielen zu. Dann aber erhebt man sich und wandert weiter. Denn wir alle wachsen: morgen bin ich — wer weiß wo; und ihr seid Hausfrauen.

Drum vergleich' ich euch nicht mehr mit Elfen; ich necke dich nicht mehr mit den Gänschen, Irmgard. Ich vergleich' euch, am Fuße dieser Burg der Kämpfe, mit Walküren. Ihr werdet, ihr künftigen deutschen Frauen, auf das Schlachtfeld des Lebens hinabeilen, ausgesandt von Gottvater, um männliche Helden in gütigstarke Arme zu nehmen.

Während Haida wilde Äpfel zurechtschneidet, um sie uns „an der Sonne zu braten", während Irmgard wilde Blumen pflückt, seh' ich im Geiste Norwegens Klippenstrand. Ich sehe den weißen Schaum an kahlgewaschenen Schären und höre den andonnernden Ozean. Und über dem Ozean fliegen wilde Schwäne. Walküren sind weißgewandig und gleiten fliegend wie die wilden Schwäne. Wenn der Schwan am Himmel zieht, ist er ein weißes Wölkchen;

schwimmt er im Meer, im Spiegelbild des Himmels, so gleicht er einer weißen Schaumflocke. Wo er auch weile, er bleibt weiß — und um ihn her ist Himmel!

So zieht denn hinab, ihr drei Sonntagskinder! Ich habe viel gelernt von eurem hellen Kindersinn — und kann euch nichts zurücklassen als Worte zartesten Dankes.

* * *

Der Tag klang aus. Der Sonnenuntergang glüht langsam zu Ende, gegrüßt von unserem Schaumwein.

Indem ich mir nun zurechtlege, was sich aus der Fülle unserer heiter oder ernst gestimmten Gespräche auswählen lasse, sehe ich wieder den betagten Dorfschulmeister aus dem Wasgau, im schwarzen Sammetkäppchen und mit behaglicher Pfeife, in seiner Sofaecke lehnen. Wir haben uns im geräumigsten Wohnzimmer versammelt. Unsere offenen Fenster schauen in den beginnenden Lichterschein von Eisenach.

O Sonntags-Sommernacht auf hoher Wartburg! Die Luft ist noch immer voll Lieder; Zuruf und Lachen der Heimkehrenden hallt am Berg entlang; unsere Gläser klingen darein. Wir werden im Gasthof zur Nacht bleiben; wir haben also das Gefühl, daß wir keine Eile haben; daß die Abziehenden uns das Feld räumen und uns die nächtliche Burg überlassen. Die Züge fahren da unten hörbar durch die Ebene — aber nicht für uns. Wir sind Herren unserer Zeit.

Der greise Elsässer erzählt vom Kriegsjahr 1870. Er gesteht, wie er sich damals entschieden als „Franzose" gefühlt, obwohl unser Unter-Elsaß niemals seine deutsche Mundart verleugnet hat. Aber er bekennt zugleich, wie er sich nun wohl fühle in den Anregungen deutscher Kultur. Daß ihn jemals sein Weg aus der Enge des fernen Walddorfes auf die Wartburg führen würde — nie hätte er sich das träumen lassen.

Das gibt Anlaß zu lebhafter Unterhaltung. Wir sprechen von der Geschichte der Wartburg; ich suche alte Zeiten lebendig und

jene verschollenen Menschen verständlich zu machen. Unsere Freunde kommen dann auf ihre thüringischen und ostpreußischen Vorfahren zu reden. Besonders unsere Herrin, unsere Frau Hulda, die Enkelin eines tapferen Offiziers, gerät in ihr innigstes Feuer.

Sie erzählt mit ihrem eindringlichen Gebärdenspiel, daß ihr eben in diesen Tagen köstliche Erbstücke zugegangen: alte Orden, Patente, Briefe, Tagebuchblätter aus dem Feldzug 1813.

„Orden vom Großvater, der Johanniter, die Kriegsdenkmünze von 1813, ein offener Brief des Generals York von Wartenburg, worin er seinen Offizieren nach der Völkerschlacht dankt für ihre ‚unvergleichliche Tapferkeit', ein Brief eines alten Generals, worin er meinem Großvater mitteilt, er hätte dem König w i e d e r von seiner ‚herrlichen Bravour' reden können. Macht das nicht stolz und glücklich? Da schreibt z. B. ein General, der junge Freiwillige im Nationalhusarenregiment habe sich ‚als ein Mann von wahrer Ehre und unvergleichlicher Bravour' benommen. Dann ist da eine Urkunde des Kaisers Nikolaus I., der meinem Großvater den Wladimirorden für seine ‚ausgezeichnete Bravour' an der Katzbach schickt. Und sonst allerlei vergilbte Papiere in einer morschen Ledertasche, die mein Großvater während des ganzen Feldzugs auf dem Herzen getragen hat. Ich habe vor Freuden die alte Tasche geküßt."

„Am ergreifendsten erscheint mir aber", fiel der ruhige Gatte ein, „diese ganz knappe Aufzeichnung vom Schlachtfeld, als eben dieser Offizier verwundet lag. Hören Sie nur: ‚Seit Stunden verwundet liegen und von Durst gefoltert werden — Höllenpein! Wenn man altes Bandwerk vom Tornister, Halsbinden, Timpe um die zerrissenen Glieder zu flechten sucht — — Es lebe der König! — — Es lebe der König, schreit auch ein Grenadier, dem das Hirn aus der klaffenden Wunde fließt' — — Hier bricht das Blättchen ab. Nur ein Blatt — aber da stehen bitterernste Zeiten dahinter!"

Wir stießen an. Tüchtigen Männern! Tapferen Frauen!

Unter solch persönlichen und doch allgemein-deutschen Gesprächen verflog uns der Abend. Von Zeit zu Zeit traten wir an die breiten Fenster und bewunderten die immer stillere, aber immer

mächtigere und hoheitvollere Sommernacht. Der Berg lag in strengen Schatten; die letzten Gäste waren verzogen; in seltsamen Streifen dehnte sich drunten der Wiesennebel . . .

Der Dichter Goethe, liebe Freunde, hat das Erfahrungswort gesprochen: „Man muß nur e i n Wesen recht von Grund aus lieben, so kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor.“ Und hat hinzugefügt: „Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es etwas ähnliches. Man erkennt nur erst das Schätzenswerte in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.“ Wir wollen dankend anstoßen! Denn wir h a b e n solche „Gegenstände“, an denen sich zu üben eine Freude ist!

* * *

Wir waren noch einmal in die Mitternacht hinausgetreten, auf die Bastion, und hatten das Nachtbild voll auf uns wirken lassen. In solcher Mitternacht zog ein eisenklirrender Reitertrupp in die schwarze, silberumrandete Burg ein und führte einen ungepanzerten Gefangenen in ihrer Mitte: Luther. In solcher Mitternacht kam aus der Burg ein winziger Lichtschimmer: aus der Kemenate der betenden Elisabeth. In solcher Mitternacht sprühte aus allen Höfen und Fenstern Getös und Gelächter, Harfensang und Becherschall, und am Tor Fackelschein stadtwärts ziehender Sängergäste. Alles auf dieser einzigen Wartburg! . . .

Und da empfand ich in fester Ruhe, daß von jener Nacht des Wetterleuchtens, weitab im Ausruheland der Elfen, nichts Weichliches in mir zurückgeblieben sei. Jene Klagen der Wehmut hatten sich verzogen: ein ruhiger Entschluß bestand nun, wie eine Stadt auf dem Berge, die umblaut ist von weiten Horizonten. Die Frage jener Gartenhütte war beantwortet . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun komm herauf, Trostgesell meiner jugendlichen Hoffnungen und Gelübde, hoher Mond! So oft hab' ich in meiner Kindheit dein Licht getrunken und hab' mich erfüllt mit dem Weitblick eines Mondnachthügels, wenn der Abgrund der Unendlichkeit

sich auftat, wenn die Menschen schliefen! Geh auch heute nicht vorüber an dieser bedeutsamen Stätte: denn unter diesem Dach schläft meiner Jugend Führer samt meinen verjüngenden Elfen, samt sorgenden Freunden! Heute bist du mir Sinnbild der Erfüllung. Komm empor aus deinen Gewässern, Seerosenantlitz, Liliengestalt!

Flimmernder Schein beginnt zu erzittern. Hinter dem Turm wird der Himmel hell. Die Wartburg scheint Glanz auszuatmen; es kommt aus den Tiefen der Burg ein sehr hohes, saitenfeines, hauchendes Harfen. Immer breiter erstrahlt der Himmelsbezirk; das Blau der Nacht weicht zurück oder verwandelt sich in Weiß; blendend erblüht nun die Fläche — und jetzt: — —

Blank und groß tritt der Vollmond hinter das Turmkreuz der Wartburg.

Tiefergreifende Pracht, die man wunschlos und wortlos anstaunt!

Am Nachbarfenster regt es sich: auch dort ist Andacht wach geworden, gelockt von dem einfallenden Mondlicht. Wir rufen uns halblauten Gruß zu und betrachten schweigend dies große Über-die-Erde-Wandern der erhabenen Leuchte der Nacht. Kein Laut in den Wäldern, schweigend lasten die Schatten der Burg . . .

Ein spätes „Gut' Nacht", ein leises Fensterschließen und ein wohlig-müdes Zubettegehen. Und die Nacht gehört dem Weben der Nebel, den Elfentänzen in weiten Gebirgen, dem königlich darüber hinziehenden Vollmond.

Der Nibelungendichter*)

Als der vierzigjährige Ritter und Sänger Heinrich von Ofterdingen, bekannt durch seine Vorliebe für Dorf und Volkstum, zum Sängerkrieg auf die Wartburg zog, lag des heißempfindenden Mannes diesseitiges Leben, das unvergeistigte Leben, das Leben in Stoff und Genuß — hinter ihm wie des Venusberges eitel Geflimmer.

Ein Stück seiner besten Kraft hatte der Sänger als Bezahlung zurückgelassen. Aber eine andersartige, bisher ungekannte Kraft begann in ihm zu erwachen: vertiefte Welt- und Menschenkenntnis; verstärkte Sehnsucht, aus den Niederungen herauszufinden und geistiges, sittliches und künstlerisches Hochland zu erringen.

Nicht mehr war er der keck und stürmisch zugreifende Liedersänger und Reigenführer, der unter derbem Volke die Weinkanne schwang und unter der Linde Umschau hielt nach den rosigsten Wangen. Er ahnte bessere Kräfte und feineres Besitztum. Er sammelte die zersprengten Heerhaufen seines Herzens und Geistes; er stand auf seinem Feldherrnhügel und hielt Ausschau nach einer letzten, höchsten, dauernden Liebe; er suchte nach so viel Zersplitterung eine wahrhaft große Dichtung, würdig seiner männlichen Jahre.

Er liebte nicht die zieren Sängerlein der schmucken Wartburg. Aber ein dunkles Ahnen drängte den Suchenden dennoch zum Wett-

*) Vgl. Scheffels „Frau Aventiure", Note über Ofterdingen! — Aus obiger Skizze entfaltete sich mein Wartburgdrama „Heinrich von Ofterdingen", das am 29. Oktober 1903 im Weimarer Hoftheater seine Erstaufführung erlebt hat.

kampf. Hochmütig, weil eines inneren Wertes bewußt, den er noch nicht durch ein sichtbar Heldenwerk hatte beweisen können, anscheinend kalt und fast gelangweilt, aber doch mit allen Sinnen insgeheim gespannt, zog er ins belebte Eisenach ein. Ihm, dem stolzen Anhänger der hochfliegenden Hohenstaufen, ihm, dem Kreuzfahrer, der so viel Länder und Meere geschaut, schienen diese Thüringer Landgrafen schöngeistige Müßiggänger und ihr gastlicher Hof eine belachenswerte Spielerei. In manchem Spottlied hatte der Donausänger den hellgemuten Landgrafen einen „Kaiser über schöne Worte" genannt, der über Sängerlein herrsche, weil ihm die heimlich begehrte Kaiserkrone der Staufen unerreichbar sei. Ja, er nannte ihn zweideutig, er schalt ihn einen „Mann der Mitte", der nach beiden Seiten des zerspaltenen Reiches schiele, Freund mit Welfen und Hohenstaufen aus schlauer Besorgnis für sein eingeklemmtes Fürstentum. Das wußte der Landgraf. Aber der Herr der Wartburg war frei und edel genug, den Sänger dennoch einladen zu lassen durch den unbefangensten und lautersten seiner Sänger: durch den lichten Walther von der Vogelweide.

Ein Weib war am Wartburghofe, das eine erste große Unsicherheit in den hochgespannten Sänger warf. Er sah an einem Waldkreuz, die feindliche Burg umreitend, Frau Mechthild von Frankenstein, eine blutjunge Witwe, die schönste und zarteste Hofdame der Wartburg, goldblond, mit Augen so blau wie der Enzian, von vielen Edlen — auch von Wolfram von Eschenbach — herzlich und ehrerbietig umworben. Aber sie war enthaltsam gegen alle. Fülle von Reinheit entströmte diesem süßen Geschöpf. Sie wußte nicht, was Liebe heißt, das Wort Minne war ihr ein Schall, sie war sich der Seligkeit, die von ihr ausging, nicht bewußt, so sehr wandelte sie dahin in einer Wolke von Kindersinn und Herzensgüte.

Da kam der Unwerteste von allen, der so viel Lippen geküßt; in ungeklärtem Sehnen nach einer höheren Welt umstrich er die vornehme Wartburg. Er sah dies Weib, das noch ganz Kind war, und wie ein Weinen von Heimweh und Sehnsucht quoll es in ihm auf. Nicht nach Besitz und Genuß, nein, nur so zu sein, wie sie war: so

gut und so still, so wonniges Licht ausströmend aus Kräften der Seele, so einig mit Gott und allen Guten und allen Blumen und Waldvöglein unter Gottes reichem, nährendem Himmel. Er warb um sie. Nicht wie sonst; unsicher warb er, bald zudringlich, bald sich herb vertrutzend, niemandem außer ihr bekennend, wie sehr dieser Anblick seine Seele durcheinandergeworfen.

Die Nacht vor dem Feste, belebt auf der überfüllten Lichterburg, belebt im überfüllten Eisenach, voll Blumengeruch, voll Gesang und Becherstoß — diese Nacht war eine Qual für den süddeutschen Sänger. Erst tollte er mit den andern, dann ritt er kreuz und quer auf seinem Schimmelhengst durch den Mondschein, in einem gärenden Bedürfnis, seine innere Unruhe zu übertollen und — aufzufallen. Ja, er wollte recht auffallen! Er wollte zeigen den Herrschaften der Tugendburg da oben, was Kraft und Genialität sei. Armer, scheingenialer, unreifer Tor!

So kam der Sängertag. Aus gestreuten Blumen und Laubgewinden dampfte Waldgeruch und Sonnenschein; die Festburg leuchtete mit tausend Fahnen und Wimpeln ins Land des Thüringer Löwen. Der stark empfindende, wuchtig sprechende Osterdingen suchte in absichtlichen, trotzig übertreibenden Preisliedern auf sinnliche Minne den gesetzten Mann, Ritter und Christen Wolfram von Eschenbach und den heiter-edlen Walther von der Vogelweide zu übertrumpfen. Er stieß an zwei gereifte Männer an. Er fühlte das und ward erregt; er ward von einem deutlich zu fühlenden Unbehagen der Versammlung noch mehr gereizt; er ward maßlos als Mensch und Künstler — alles unter den Augen jener Schönsten, die gleichmäßig freundlich auf alle herabschaute. Und so unterlag er, als Mensch und Künstler. Seine hastig hinausgesprochenen und flüchtig gebauten Strophen waren nicht danach angetan, so sichere, gemäßigt-vornehme Gegner aus dem Sattel zu werfen.

Nicht Ruhm, nicht Dank, weder große Minne noch große Dichtung — nichts ward ihm zuteil. Des Wettkampfes wachsende Wildheit hatte sich dermaßen ins Persönliche und Politische verstiegen, daß der sonst so besonnene Landgraf zornig eingriff. Und als auch

ihn Ofterdingens lodernde Rede mit ganzer Wucht getroffen, wandelte sich das kühne Spiel in furchtbaren Ernst: der Henker wurde gerufen, den Unterliegenden zu töten! Was sich an Groll und Gegensatz in den feindlichen Parteien angesammelt hatte, hier brach es stürmisch heraus, im Sängersaal, angesichts einer strahlenden Festversammlung, angesichts des wundervoll hereinlachenden Maienlandes. Wäre Ofterdingen nicht unter den Mantel der Landgräfin geflüchtet, Landgraf Hermann hätte mit der Gefühlsraschheit jener unpapierenen Zeit seine Drohung wahr gemacht. Dort, unter dem Festmantel einer hohen Frau, der herrlichen, feingebildeten Landgräfin Sophie, lag nun der Keuchende, ruhmlos Besiegte und bat nur noch um eins: „Gebt mir ein Jahr Zeit! Gebt mir Einsamkeit und Stille, gönnt mir meinen Freund Klingsor als Preisrichter, und ich stelle mich, bei meinem Ritterwort, aufs neue zum Wettkampf, auf Leben und Tod!“ Die Landgräfin flehte für ihn, Frau Mechthild sprach ein bittend Wort, der finstre Landgraf winkte, und unter lautloser Stille verließ der gedemütigte Sänger das jäh beendete Fest.

Der alte Ofterdingen war tot. Der neue Ofterdingen suchte sein neues Leben.

In jener Nacht weinte Frau Mechthild bitterlich. Sie weinte aus Mitleid, sie weinte um den Unterlegenen, der heute so unmännlich, so herzergreifend, so ganz im Widerspruch mit seinem sonstigen Trotz gezittert hatte: „Ich will nicht sterben!“ Ein nie erlebtes Gefühl zog in ihre bange Seele ein, heiß, übergewaltig, unwiderstehlich: sie liebte zum erstenmal mit ganzer Kraft. Sie liebte Heinrich von Ofterdingen. Aber sie wußte ja genug von seinem Vorleben. Und so lag sie vor dem Madonnenbild, bebend vor Herzweh, aufgelöst in Tränen, und tat den heiligsten Schwur: Nie soll er, nie soll sonst jemand erfahren von dieser Liebe! Ihre Jungfräulichkeit schauderte vor dem wilden Sänger — und ihr Blut flog ihm zu.

Der Sänger aber ritt durch dunkelste Wälder dahin, dem Süden zu. Tief über des Pferdes Mähne hing der Lockenkopf mit dem starren Blick; er hörte keine Töne der Umwelt, er hörte nur die Meute, die ihn verfolgend umtobt hatte. Es war ein traurig Reiten.

Sein Knecht, ehedem ein Vagant und fahrender Spielmann, ließ hinter dem todestraurigen, betäubten Herrn sein dürftig Rößlein traben und sang mit leiser, verhüllter Stimme Strophen aus alten Volkssagen in die laue Nacht. Die Bäume am Waldweg rauschten dazu ein verschlafen Harfenlied. Die Felsen standen stumm und hart am Rennstieg wie Recken alter Zeit; Mondflimmer huschten über den grasbewachsenen Gebirgspfad. Der reitende Spielmann sang vom Sonnensohn Siegfried aus Niederlanden, er sang von Hagens furchtbarer Treue, er sang vom Todeskampf der Burgunder an Etzels Hof. Er flocht Vergleiche ein zwischen dem Sängerkampf der Wartburg und jenem fürchterlichen Gemetzel im rauchenden Hunnensaal, wo man hart und schweigend in den unerbittlichen Tod schritt — — — Er sang. Und Ofterdingen begann zu lauschen.

In jener Nacht wurde das Nibelungenlied blitzhaft empfangen von des Dichters weitoffener Seele. „Ha, über euch Minnetändler und Wortekünstler! Ha, nun ahn' ich ein ander Lied! Wie Fels und Urwald in niederwuchtender Tragik! Gewaltig kündend, wie stets am letzten Ende die Liebe Leiden gibt, getreu meinem dörperlichen Gesang, wachsend zu einem Gesang der Höhe, Volk und Herrentum umspannend — angefüllt mit Kämpfen, mit Schildgekrach und zerklirrendem Stahl — und wieder süß wie Mechthilds Minne — —: so soll mein Heldenlied Einzug halten auf der Wartburg! Ebenbürtig dem Parzival, übertönend Walthers Minnesang."

So ritten sie durch die gesegnete Nacht: der wieder vom einbrausenden Leben hochgeraffte Sänger und sein verwachsener, verworfener und dennoch zu so Großem gewürdigter Knecht.

In einem wohlgefüllten Jahre bescheidener, zäher und doch heller Arbeit war es getan.

Als Ofterdingen abermals zu Eisenach einritt, den weisen, ernst-stillen Meister Klingsor zur Seite, war er ein anderer. Er erwartete nichts mehr vom äußeren Leben, er fürchtete keine Niederlage, er erhoffte keinen Ruhm. In sich selbst hatte der Held sein Glück und seine Kraft gefunden; nun waren seine Augen blank, und sein Herz war still. Ein ernster, fester Mann trat zum Wettgesang auf dem Burghof an.

Noch erlauchter war die Versammlung, noch zahlreicher strömten die Neugierigen. Der Saal hatte nicht ausgereicht, man hatte den Wartburghof ausgeziert. Da saßen auf Estraden buntgewandete Edelfrauen, reiche Edelherren und waldverlorene Ritter, und im Hintergrund stand mit einer schauerlich bedeutenden Wirkung das rot verhüllte Blutgerüst. Die überreizte Zeit der kühnen Kreuzzüge, die einen Hauch vom Orient zurückgebracht hatten, ärgerte sich nicht an so ruchlosem Reiz.

Seltsam: die Stimmung war von Anbeginn für Ofterdingen. Walther sprach gut, Wolfram sprach besser, der gefestigte Ofterdingen war beiden gewachsen. Ohne Erhitzung ergingen Spruch und Gegenspruch, Lied und Gegenlied. Floß vom überlegen-ruhigen, langbärtigen, hoheitvollen Meister Klingsor, dem Zauberer und Gelehrten, Ruhe auf den befreundeten Sänger?

Klingsor sprach das Urteil: „Gut sangen die Sänger alle drei. Eine Ehre sind sie der deutschen Nation alle drei. Lang lebe so köstlich Mannes- und Dichtertum! Lang lebe der edle ‚Sängerkaiser', Landgraf Hermann! Nur e i n Kranz ist vorhanden: so sei also gekrönt der würdigste und reifste der hohen Dichter, Wolfram von Eschenbach! Doch ehrt mir auch die andern, ehrt mir Herrn Walther von der Vogelweide, ehrt und achtet Herrn Heinrich von Ofterdingen!"

Alle atmeten auf; von Beifall widerhallte die frohe Burg. Der Landgraf nickte, der Henker verschwand, die Sänger verneigten sich dem Schiedsspruch.

Und aufs neue trat Ofterdingen vor; sein mißgestalteter festlich gekleideter Knecht ging neben ihm her und trug die Pergamente. Mit gesenktem Knie übergab der stolze Held seine königliche Spende: das Nibelungenlied. „Alte Mären hab' ich umgeformt zu einem Heldenlied, vergleichbar dem Sang von Parzival. Nicht mitreden noch mitwiegen sollte dies Lied in unserem Kampfe: zerdrückt hätte des Liedes Wucht meine machtlosen Gegner. Nun aber prüfe mit weisen Freunden, ob es deiner, Herr Landgraf, ob es meiner und dieser leuchtenden Burg würdig sei! Das Lied ist nicht mein; ich fand es nur wie wilde Blumen. Das Volk schuf diese Taten und Helden, das Volk schenkte mir dieses Lied." Ein Flüstern der Verwunderung ging um; der Landgraf staunte und nahm mit höflichem Wort die unbekannte Spende entgegen.

Und nun fand die überraschende Fröhlichkeit dieses erst so ernsten Tages einen überraschenden, alle Herzen ergreifenden und durchjubelnden Abschluß. Die Krönung des siegreichen Wolfram stand noch aus. Der ernste Sänger vom heiligen Gral trat vor und beugte sein Knie; die Landgräfin nahm den Goldkranz vom Purpurkissen des Pagen und krönte mit mildem Wort den glücklichen Dichter. Ofterdingen stand neidlos und bescheiden an entfernter Stelle. Und da ereignete sich das Lieblichste, was je auf der Wartburg geschehen ist. Irmgard, des Fürstenpaares neunjährig Töchterchen, hatte aus Feldblumen einen Kranz geflochten. Mit diesem schlichten Kranz lief das Kind, von Mechthild ermuntert, zu dem stillen Ofterdingen hinüber, quer über den freien Platz; verwundert und bewegt neigte der Ritter sein Haupt — die Kleine reckte sich auf die Fußspitzen — und mit den zaghaften Worten: „Es sind nur wilde Blumen, lieber Dichter!" setzte das Kind dem ehemaligen Feind der Burg, dem ehedem so wild-unreinen Sänger, dem wahrhaft siegreichen Menschen Heinrich von Ofterdingen, den Blumenkranz auf das früh ergraute Haupt.

Nie hat die Wartburg solch tosenden Beifall vernommen. Ofterdingen stand mit Tränen in den Augen; er beugte sich rasch, hob jubelnd das Kind auf den Arm und trug es hinauf zum Thron der Mutter Landgräfin. Dort setzte er es ab, küßte niedersinkend den Mantel der hohen Frau und sagte weinend, allen Groll und Gram entladend: „Nehmt mich zum zweitenmal in Euren Mantel!“ Die Frauen weinten Freudentränen, die Männer standen erschüttert, der Landgraf, den seine harte Drohung in mancher heimlichen Stunde beunruhigt hatte, trat zu Ofterdingen und gab ihm mit einem langen Blick fest und stumm die Hand.

Tags darauf las man im stillen Burggemach Ofterdingens Werk. Das Landgrafenpaar, die Sänger, die Geistlichen, Gräfin Mechthild und viele Gäste bildeten die erste, schweigsame, erschütterte Zuhörerschaft der gewaltigen Dichtung. Klingsor las mit majestätischer Stimme. Als die Mär von der Nibelungen Not verklungen war, rief alles und lief in stärkster Bewegung nach dem Sänger dieses heldenhaften Gesanges.

Doch Ofterdingen hatte die Burg verlassen. Man weiß nicht, wo er gestorben ist.

Die heilige Elisabeth*)

Es gibt eine welterobernde Genialität des Hasses und des rauhen Schlachtenschlagens. Sie fällt gemeinhin als eigentliche Genialität auf, denn sie ist mit viel Lärm und Unruhe verbunden.

Aber in der heiligen Elisabeth offenbarte sich ein stilleres und darum doch nicht minder königliches Genie: Genialität des Liebens und persönlichen Weltentsagens.

Von der ersteren Art war der völlig über den Religionen stehende, glänzend-vorurteilslose, herzenskalte Weltverächter Friedrich II., der Hohenstaufe, der mit seinem Sarazenenhof in Palermo thronte. Und als seine Zeitgenossin entfaltete sich nun diese seelenvolle, von Güte überfließende Landgräfin im Herzen Deutschlands, betend in allem, was sie tat und sprach, angefüllt mit einer Musik aus höheren Welten, in Visionen mit Christus sprechend.

Welch ein Gegensatz! Kaiser Friedrich stand 1232 an ihrem Sarkophage. Er nahm seine Krone ab und legte sie der Toten zu Häupten. Der geistesgewaltige Kaiser erklärte die herzensgewaltige Bettlerin für überlegen. Wenn er das bewußt und ohne kirchenpolitische Berechnung getan hat — was man bei diesem argen Skeptiker nie wissen kann —, so war das eine wahrhaft bedeutsame sinnbildliche Handlung.

*) Diese Skizze ist eine Vorstudie zu meinem Drama „Die heilige Elisabeth" das am 21. Oktober 1905 im Weimarer Hoftheater zum erstenmal aufgeführt wurde.

Frau Elisabeth ... In einer Frau, in einer Mutter hat bei uns Deutschen die stärkste seelisch-religiöse Erhebung des Mittelalters Gestalt genommen. Ist das nicht sinnreich für das Volk tiefster Gemütskräfte? In Italien hieß der entsprechende Bergesgipfel Franz von Assisi; in Spanien Dominikus Guzman.

Man muß bedenken, daß sich in diesen drei genialen Sendlingen Kräfte seelischer Tiefe entgegenstemmten einer Welt voll entfesselter Kräfte der Oberfläche. Die Kreuzzüge hatten die europäische Kultur ungewöhnlich aufgewühlt, vergleichbar dem Weltverkehr, der heute die Menschheit durcheinanderwirft. Christliches Bewußtsein erstarkte zwar durch die Reibung mit dem Islam; aber auch die Eroberungslust, und mit der Eroberungslust die Genußsucht, und mit der Genußsucht Weltlichkeit überhaupt wucherten alsbald empor und machten sich selbst auf der kleinsten Ritterburg spürbar. Das sind die Zeiten, in denen Genies aufzublitzen pflegen. Die Hohenstaufenkaiser, die großen Dichter und Baumeister, die geistesscharfen Theologen, die beredten Heiligen und Prediger — das und ähnliches waren die Funken bei dieser elektrischen Berührung mit dem Islam und bei den Berührungen der europäischen Nationen untereinander. Frömmigkeit gedieh, aber auch Ketzerei. Von 1209 ab zwanzig Jahre lang, fast durch das ganze Leben der heiligen Elisabeth, flammten am südwestlichen Horizont die verbrannten Dörfer und Städte der als Ketzer vernichteten Albigenser. Welches unbändige Leben überall!

So bildete sich die fremdartigste Landgräfin der Wartburg zu einer Ausnahmegestalt, die durch Jahrhunderte hindurch nicht vergessen werden kann.

* * *

Fröhlich und freigebig warf der Thüringer Hof sein Gold aus, als Landgraf Hermann mit Frau Sophie ritterliche Sänger um sich versammelte. „Der Landgraf ist so hochgemut, daß er mit stolzen Helden Hab und Gut vertut", sang Walther von der Vogelweide. Mit stolzen Helden, ja. Hell und hartgemut war der Ton am Hofe;

derb-gesund und etwas wild die Lebensauffassung; ungebrochen Männer und minnigliche Frauen. Die hohe Bildung der Frau Landgräfin Sophie fußte auf alt-heidnischen Poeten wie Vergil oder Ovid und förderte die Werke moderner Poeten wie Wolfram von Eschenbach, wobei weltlich-französischer Einfluß auf den geselligen Ton nicht zu übersehen war. Es war ein kunstverschöntes Treiben: Politik und Minne, Jagd und Scherz und Trunk füllten jene Wartburgtage.

Aber diese stattliche Epoche lebte sich ab. Vielleicht durch Übertreibungen, die zu Entartungen führt, vielleicht in natürlichem Verlauf, weil eben Ermattung der Organe eintrat und dafür nun andere menschliche Fähigkeiten gleichfalls nach Betätigung drängten. Hermanns Sohn und Nachfolger Ludwig mutet uns als eine ideale, aber etwas weich und fein gestimmte Natur an. Er hatte tiefes Verständnis für die früh ihm anvertraute „Schwester", die Tochter eines deutschen Königshauses, das über die Ungarn Hof hielt.

Elisabeth war als Kind voll heitrer Anmut, voll Herzlichkeit. Niemals hat man sie bitter oder scharf gesehen. Es ist, als hätte solches Metall ihrem Blute gefehlt. Sie konnte wohl traurig sein, aber nicht auffahrend oder verletzend. Schon als kleines Mädchen war sie besessen vom Drange, armen Kindern wohlzutun und Freude zu machen. Und bereits mitten in den Kinderspielen fährt plötzlich die Erinnerung an die andere, die überirdische Welt in ihre Seele: sie springt jählings aus den Spielen auf und küßt die Wand der Kapelle, sie wirft sich vor dem Altar auf die Knie, sie sinnt geistesabwesend zwischen Friedhofgräbern der Ewigkeit nach. Für das Herrenbewußtsein der Fürstin hat diese Königstochter viel zu wenig Trotz im Organismus; sie zieht sich von Frau Sophie manchen Vorwurf zu, daß sie zu wenig auf ihre Würde bedacht sei. Mit hingebender, reinster Liebe hängt die kindliche Jungfrau an ihrem großen „Bruder", ihrem Verlobten Ludwig.

Sie war den Jahren nach Kind, als sie Braut wurde; sie ging als Kind traumhaft hinüber in den Ehestand; sie wurde Mutter — und blieb dem Wesen nach Kind, blieb ihrem Gatten die „Schwe-

ster" wie zuvor. Begehrlichkeit und Leidenschaft hatten in solcher Natur keinen Platz; Wohltun und Gutsein war ihr Wesen. In naturhafter Anhänglichkeit begleitete sie zu Pferd ihren Gatten, so oft es sich nur ermöglichen ließ, in Wind und Wetter und Schneefall. Sie tat bei längerer Abwesenheit des geliebten Mannes ihre besseren Kleider ab und legte Trauergewänder an; und wenn er heimkehrte, begrüßte sie ihn im Festgewand.

Noch also nahm ihre Liebeskraft natürlichen Verlauf: sie war in verlangender Zärtlichkeit Geliebte, Gattin, Mutter. Und dieser Vorrat an Frauengemüt reichte aus, ungezählte Kranke oder Arme außerdem zu pflegen, Aussätzige in ungestümer Güte ans Herz zu drücken, an armen Kindern Patenstelle zu übernehmen, in den Hütten der Armen Besuche zu machen, im Jahr der schweren Seuche (1225) zu Eisenach ein Krankenhaus einzurichten — und sogar Äcker und Ortschaften, ja ihre seidenen Kleider zu verpfänden oder zu verkaufen, wenn ausgestreckte Hände Brot heischten. Das war ja wohl Verschwendung, und man hörte Klagen darüber; aber hatte Landgraf Hermann n i c h t verschwendet?

Verschwendung war es, ja: nicht freilich mehr mit stolzen Helden der Sängerburg, sondern mit den so lange übersehenen Armen im Tal. So hatte sich die Zeit verdüstert und verlangte Mitleid der Höhenmenschen mit den Nöten des Tieflands.

Und diese Verschwendung — das bewundre man wohl! — war die jugendliche Herzensgenialität einer Fürstin von kaum siebzehn oder achtzehn Jahren. „Diese Elisabeth", bemerkt ein Biograph, „wird ohne Aufhören in der Erinnerung des deutschen Volkes, in der Christenheit fortleben, ein Vorbild für die christlichen Frauen jedes Standes und Alters, erhoben von den empfänglichen Herzen, geliebt von den gleichgesinnten, und denen zur Scham genannt, die, wie weit auch an Jahren voraus, noch nicht vermocht haben, sich über den Genuß hinaus zum Bewußtsein eines christlichen Berufs für die Welt aufzuschwingen."

* * *

Nach Ludwigs Tod aber trat eine Wandlung ein, wodurch allerdings nach und nach eine Kraft ganz erstaunlich zum Erblühen kam, doch auf Kosten aller anderen Organe.

Die Kirche übernahm die Führung dieser ungewöhnlichen Frau. Und diese Führung, in der Gestalt ihres Beichtvaters Konrad von Marburg, verbunden freilich mit persönlicher Anlage und einwirkenden Schicksalen, verwandelte die Landgräfin Elisabeth in die „heilige Elisabeth".

Wie durch Hypnose ist von nun ab (1227) Frau Elisabeth in wichtigsten Dingen angekettet an einen tatkräftigen und gelehrten Ketzerrichter.

Konrad behandelt die seiner geistlichen Führung anvertraute Edelfrau, gemäß dem Geiste jener Zeit, wie man widerspenstige Schulknaben behandelt: Geißelhieb, Fasten, Backenstreich sind Hilfsmittel seiner Erziehung! Einer so königlichen Seele gegenüber! Alles in uns empört sich über solche Eingriffe in die seelischen Geheimnisse einer echt fraulichen Persönlichkeit.

Wenn ein großer Geist oder ein großes Herz ein ungewöhnlich Ziel erreichen oder ein weitleuchtend Vorbild aufstellen will, so geht das zwar in der Tat nicht ohne Opfer ab — sei es auch das größte Opfer, das irdische Leben. Das Genie saugt Kräfte aus allen verfügbaren Körper- und Seelengegenden und sammelt sie in die eine Gegend, wo die Schlacht geschlagen werden muß. Der einzelne Leib mag oft erliegen: die Menschheit als Ganzes hat eine Schlacht gewonnen. Solche „Askese" wird allezeit als göttlich-groß Achtung verdienen. Die Mutter, die ihres Körpers beste Kräfte für ihr Kind abgibt und darüber selbst das Leben verliert — sie ist ein Urbild solcher Opferung.

Nun, wenn das im natürlichen Verlauf der Schöpfungsdinge geschieht, wenn sich etwa Frau Elisabeth über all der Kranken- und Armenpflege, über fürstlichen, fraulichen, mütterlichen Pflichten und was sonst im Bereich ihrer so spendefreudigen Lebensbetätigung lag, langsam ihres irdischen Kräftevorrats entäußert hätte, um dafür Tausende zu erquicken; wenn sie, früh aufgerieben, zu Eisenach oder

Reinhardsbrunn ihr würdig Grab gefunden hätte: — Deutschland hätte doch wohl auch dann eine „Heilige" gehabt?

Wieviel wertvolle Frauen, aufgezehrt in Hilfeleistung und Pflichterfüllung, sind als ungenannte Märtyrerinnen und unbekannte Heilige über diese leidvolle Erde dahingegangen!

Hier aber wurde eine schöne Naturanlage, unter dem Einfluß der Anschauungen der Zeit, ins Übermaß gesteigert.

Abstrakte Tugenden wurden hier, mit dem ganzen Apparat der Scholastik, an einem lebendigen Frauenbild gezüchtet und zu höchster Entfaltung gebracht. „Gehorsam", „Demut", „Armut", „Barmherzigkeit" ... Jede unwichtigste Unachtsamkeit bedachte der Erzieher mit Streichen oder Fasten; ihre Kinder wurden ihrem Einfluß entrückt, ihre Lieblingsdienerinnen entfernt: sie wollte und sollte sich auch dieser Neigung, wie jeder liebgewordenen Gewohnheit, entschlagen lernen, um „nur Gott" zu dienen. Nur Gott? O Frau, möchte man ausrufen, aber wo offenbart sich denn Gott, wenn nicht in deinen Pflichten, die du als Mutter, Frau und Fürstin zu erfüllen hast?! *)

Die damalige Kirche mutet uns heute wie eine Tamerlansche Invasion in unser menschliches Empfinden an; sie war allmächtig. Auf dem Laterankonzil (1215) entfaltete sich ihre unwiderstehliche europäische Macht. Das Kaisertum zerbrach, die Kirche bestand. So zerbrach Elisabeths Fürstenbewußtsein, das freilich niemals in ihr stark gewesen war: und die Heilige stand wie eine leuchtende Blume zwischen diesen weltlichen Trümmern.

Sollen wir aber verwundert schelten? Wir wollen verstehen. Der Übergang von der Fürstin zur Heiligen; das Auftauchen zweier weithin wirkender religiöser Genies wie des Bürgersohnes Franziskus und der Königstochter Elisabeth, das sind ungewöhnliche Probleme. Sie dürfen, wie alles Geniale, nicht mit Durchschnitts-

*) Hiergegen wenden sich des Katholiken Prof. A. Meyenberg warmherzige „Wartburgfahrten" (Luzern, Räber & Ko.). Ich lasse mir seine Ergänzungen gern gefallen und sage mit dem protestantischen Forscher Prof. Wenck (Hochland, V, 2): „Heute erkennen wir in dem Andenken Elisabeths einen Schatz für alle Deutschen. In dem Zeichen Elisabeths können sich Protestanten und Katholiken die Hand reichen."

anschauungen gemessen werden. Und so war auch jene mittelalterliche, in Mystik und Scholastik gleichermaßen triebkräftige Kirche ein Stecken, mit dem der Allgeist die unbändige, jungkräftige Körperlichkeit Europas in Zucht hielt und zum Geistigen und Sittlichen zwang. Wer weiß, wohin der Stolz der Stände, die Raufluft der Nationen, der Könige und Kaiser ausgeartet wäre, wenn nicht über allem sichtbar diese straffe geistige Organisation gethront hätte! Und so hätte wohl auch die bloße Fürstin nicht die magische Wirkung ausgeübt, wie sie von der Heiligen ausging. „Elisabeth", sagt ein Zeitgenosse, „war gesandt an die unzähligen Frauen, die in den Burgen saßen, die von Unkeuschheit so sehr durchdrungen, von Hochmut und Eitelkeit so fest umfangen waren, daß sie in den Abgrund geraten wären. Dem Vorbild Elisabeths ist manche Frau gefolgt, sie mochte wollen oder nicht."

* * *

Nun halfen freilich, außer ihrem eingeborenen und von der heilsbedürftigen Zeit gesteigerten Heiligungsdrang, auch äußere Schicksalsschläge mit, diese Fürstin auf ihren besonderen Weg zu drängen. Oder eigentlich nur ein einziger Schlag, aber der traf ins Herz: Ludwigs früher Tod und Elisabeths Vertreibung von der Wartburg.

Hierbei fällt uns etwas recht bitter auf und weckt wehmütige Betrachtungen: Elisabeths große Einsamkeit.

Sollte man denn nicht erwarten, daß eine so großzügige Wohltäterin von einer Leibgarde dankbarer Menschenseelen umgeben sei? „Kein Zeitraum", heißt es in ihrer Biographie, „sah mehr Beweise ihrer Liebe als die Jahre 1225 und 1226, wo eine Teuerung und in ihrem Gefolge schwere Seuchen ganz Deutschland bedrängten. Unzählige nahmen damals zu der Burg ihre Zuflucht, wo sie eine freundliche Fürsorgerin wußten, und keinen wies sie von ihrer Schwelle. Von dem Sommer, den ihr Gemahl, vom Kaiser nach Cremona gerufen, in Italien zubrachte, wird berichtet, daß sie täglich 300 Arme persönlich versorgte" ... Wohlan, wo blieben nun in ihrem Elend

diese „täglich dreihundert“? Keine zwei Jahre nach jener Seuche starb ihr Gatte auf dem Kreuzzug fern in Otranto; der Landesverweser Heinrich Raspe jagte die Witwe noch an demselben Abend, der die Nachricht gebracht hatte, von der Burg: und nicht ein Finger rührte sich im Schloß oder in Eisenach, die Obdachlose liebevoll festzuhalten oder aufzunehmen! In einem stallähnlichen Gelaß findet sie zuletzt Unterkunft. Unbegreifliche Härte! Einer Fürstin und Wohltäterin gegenüber! Was für ein feiges oder herzloses Bürgertum, das da zu Füßen der Burg saß! Ist das nicht ein erschreckender Beweis für den Tiefstand der damaligen Herzensbildung? Ist das nicht eine B e s t ä t i g u n g Elisabeths und der N o t w e n d i g k e i t ihres Wirkens? Oder hatte sie, vor lauter Liebkosung fernhergelaufener Bettler und oft gewiß minderwertigen, faulen Volkes, vielleicht die nahe und gesunde Gegenwart zu sehr vernachlässigt? Hatte sie hier in der Nähe an Liebe und Achtung verloren, was sie bei jenen Armen gewann? Tragik des Genies! ... Oder noch mehr: s u c h t e sie Armut und Entbehrung? War sie so getrieben von religiösen Armutsidealen, daß sie nur h a l b gestoßen ward, halb aber f r e i w i l l i g ging? ...

Wir wissen nicht, was Elisabeths Herz bewegte. Als sie später bei ihrem Oheim Bischof Eckbert zu Bamberg würdige Unterkunft gefunden hatte; als am Sarg ihres toten Gemahls, angesichts der heimgekehrten Ritter, unter den beredten Zornworten des Schenken Rudolf von Vargila, der zerknirschte Heinrich Raspe weinend in die Knie sank und Genugtuung versprach: — da schüttelte sie entsagend das Haupt. Sie nahm zwar ein jährliches Leibgeding an und den Witwensitz Marburg; aber auch diese Einkünfte verteilte sie sofort an dortige Arme, denen sie gradezu ein Fest gab. Sie selbst nahm das Kleid der grauen Schwestern und wohnte so ärmlich wie möglich, widmete sich ganz den Kranken und Elenden, verschärfte ihre geistlichen Disziplinen, vergeistigte sich ganz und gar.

Konrad steht wieder an ihrer Seite, strenger als zuvor. Ihre Augen strahlen von visionären Verzückungen; ihr Gebet ist von magnetischer Gewalt. In der Nacht des 19. November 1231 lag

sie im Sterben, mit so leuchtendem Gesicht, „daß man sie kaum ansehen konnte", nachdem sie vorher in Verzückung eine fremdartig-leise Melodie vor sich hingesungen hatte — Stimmen aus andrer Welt begleitend, wie sie sagte, die, für die Umstehenden unhörbar, der bald in den Himmel einziehenden Schwester entgegensangen.

Stimmen aus andrer Welt ... Ja, solchen Stimmen war sie ihr Leben lang gefolgt, die edle Fürstin, die übergütige, traumhaft vorübergehende Fremde. Aber die diesseitige Welt? Die ging ihren wilden und wirren Gang. Elisabeths erstgeborener Sohn Hermann verkam und verging tatlos und früh, dem Gerücht nach durch Gift hinweggeräumt. Erbfolgekriege zerrissen die Thüringer Lande. Die tapfere Sophie, die älteste ihrer drei Töchter, vermählt dem Herzog von Brabant, sicherte sich wenigstens das abgesplitterte Hessenland. Die zwei jüngsten Töchter der Heiligen nahmen den Schleier.

Fast scheint es Naturgesetz, daß sich eine Kraft nur besonders stark entwickelt auf Kosten andrer Organe. Nun, dann mußten die Kräfte, die über dem Heiligkeitsideal jener Zeit vernachlässigt wurden, früher oder später wieder ihr Recht erobern. Die herzensgeniale Frau Elisabeth und der herzensgeniale Mann Luther — wir achten und verstehen beide. Wir verstehen erst recht Luther aus Elisabeth. Elisabeth flog hinan und hinweg, leicht und licht, durchgeistigten, überirdischen Leibes, flog empor zum Heiligen Geist. Luther aber stand, Luther rief den Heiligen Geist herab auf diese kraftvoll zu verklärende Erde:

„Komm, heiliger Geist, Herre Gott!
Erfüll mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Mut und Sinn!" ...

Dein Reich komme!

Ein Heldenpaar auf dem Rennstieg

Das folgende Bild ist freie Gestaltung nach einem Wandgemälde auf der Wartburg. Die Sage erzählt einen ähnlichen Vorgang von Friedrich dem Freudigen.

Der Rennstieg ist ein uralt-einsamer, waldumwehter Höhenweg auf den Kämmen des Thüringer Gebirges. Er beginnt unweit Eisenach beim Dorfe Hörschel, läuft über Hohe Sonne, Dreiherrenstein, Inselsberg nach dem Heuberg, nach Oberhof und weiter hinaus bis an den entlegenen Frankenwald. Er läuft durch trotzige Tannen, hellbraune Föhren, weitästigen Laubwald; er klettert steinige Hänge empor und senkt sich wieder gleich einem ausgewaschenen Rinnsal; er verliert sich in wirrem Graswuchs und schleicht wie ratlos durch wuchernd Heidekraut. Aber immer bleibt er auf den Höhen.

An regnerischen Tagen sind diese Höhenpfade großartig umraucht von ziehendem Gewölk, von andringenden Nebeln. Dann stehen die Bäume schattenhaft; die Felsen glotzen mit fremdartig düstern Gesichtern aus der verdunkelten Waldung; schräg sprühen und stäuben die feinen Tropfen; nackte Wurzeln laufen am Wegrand hin und am Sandhang empor wie Rieseneidechsen. Deine Phantasie macht sich auf und dringt gestaltend in dies Weben und Wandern ein . . .

Aber im Winter ist dort oben Eisland. Dann ist in jenen Wäldern Totenstille, nur manchmal unterbrochen von niederklirrenden Ästen oder brechenden Bäumen, deren dumpf donnernder Schall die anderen Bäume beben macht. Gläsern ist dieser Wald, verzaubert in Kristall; der Rauhreif hat ihn verzaubert. Kein Blättchen ohne diese gleißende Last. Die Äste sind anders gebogen, kein Zweig mehr hat seine natürliche Himmelsrichtung; alles drängt nach unten und bildet Grotten und Paläste. Das Reh rasselt daraus hervor und stäubt vorüber; kein Windhauch vermag die unbeweglich weiße Masse ins Flüstern zu bringen.

Aber wenn die Sonne kräftiger brennt, so wird der berührte Wald zur melodischen Memnonssäule: er fängt zu singen an. Eissplitter und Tropfen lösen sich und rieseln zur Erde; die Zweige richten sich wieder in ihre natürliche Stellung auf; es geht eine Bewegung durch den Wald. Auf der Sonnenseite der Berge sammeln sich Rudel von Hochwild, scharren am Boden oder heben horchend die Häupter ins Mittagslicht. Nur in den Gründen der Nordseite verharrt noch finster und verschlossen der Eiswald in seiner abwartenden Kraft, und erst wenn der Südwind über die Berge läuft, löst sich auch dort die gewaltige Vertrutzung.

Immer wanderst du festen und leichten Ganges durch jene Bezirke hoch über der Welt der krähenden Hähne und mahnenden Turmuhren. Das Menschenland und seine Maße liegen unter dir. Nur Erinnerungen umspielen dich, durchsingen dich ...

* * *

Zwei Rosse traben dumpfen Schalles südwärts. Des tiefblauen Sommerhimmels reine, weiße, fein abgegrenzte Wölkchen fliegen wie Schwäne durch die klare Luft. Rechts und links weichen die Edeltannen dem raschen Ritt. Schaum fliegt aus den Gebissen, Schaum bespritzt die Stuten; mit gefleckter Brust sprengen die hellbraunen Rosse dahin. Leichte Sandwölkchen fahren wie unwillig hinter ihnen auf und legen sich rasch wieder zu Boden, Gewänder

bauschen sich, der Schleier einer Dame flattert im Wind. Ein dunkelgrüner Sommerwald umrahmt die farbigen Gestalten.

Ein Ritter ist es und seine Dame. Des Ritters schwarz-stählern Schuppenhemd und Gewaffen blitzt, rasselt, reibt sich beim Ritt im Schienenwerk. Sein Schild tanzt auf dem harten Rücken; die Federn seines Helmbusches wehen rückwärts wie der Schleier seiner jungen Gattin.

Diese reitet in weißem Gewand, das von dunkelblauem Mantel fast völlig überdeckt und umwölbt ist. Ein schwarzes, lose gebundenes Haar lastet lang und leuchtend auf dem Rücken der Reiterin, hebt sich im Takt der Hufe, fliegt manchmal auf und prallt wieder an. Die Reiter atmen kaum in der Spannung der Flucht. Die Rosse, unbewußt der Menschenschicksale, die sie durch Wald und Wildnis tragen, wiehern keck und freudig in den sonnendurchblitzten Waldmorgen, knirschen und werfen die Mähnen hoch im Gefühl ihrer Kraft, die alle Schwere spielend überwindet.

Stattliche Reiter! Vom Nacken des Mannes bis zum Ledersattel, über den sein grauer Mantel gebunden ist, eine einzige gerade Linie, so gerade wie die Speerstange, die er in seiner behandschuhten Rechten hält und am schaufelbreiten Steigbügel aufgestemmt hat. Sein Visier ist offen; die schwarz umbuschten Brauen sprühen vor Daseinskraft; der Schnurrbart ist feucht von Atem und Tau, die Nase kühn und grade, der Mund schmal und fest.

Manchmal wendet er Kopf und Helmbusch hinüber zu der Dame; sie fühlt seinen Falkenblick und antwortet ebenso stummberedt. Beide sprechen nicht mit Worten, aber ein kühnes Lachen zuckt über ihre Züge und ruft dem Nachbarn Grüße zu. Furcht hat in diesen Seelen keinen Platz. Beide schauen dann wieder hart und herrisch gradaus, über die Mähnen der Pferde hinüber, in das unbekannte und dennoch wohlbekannte Land der Zukunft. Denn sie nehmen ihren Mut und ihre Stärke mit, wohin sie auch reiten.

Was hält die Reiterin, die eine hohe, goldbesetzte, schleierumwehte Frauenhaube trägt, mit so gleichmäßiger Festigkeit in den gefalteten Ecken des Mantels? Öfter noch als zum Gatten neigt sie

den Blick zu diesem Bündel, das so sorgsam von ihrem linken Arm gehegt und geherzt wird. Sie ist eine unvergleichliche Reiterin. Frauenhaft auf dem breiten Sattel sitzend, lenkt sie kaum merkbar das sprühende Roß, stolz ist ihr Sitzen und aufrecht. Ob Galopp oder Trab: ihr Kind hält sie mit gleichmäßiger Sicherheit. Auch bei ihr streben Nase, Kinn und Stirn des erhobenen Angesichtes in die grade Linie. Die Mütter dieses Geschlechtes haben sich an den Fichten des Hochwaldes eine Augenweide genommen, als sie sich Kinder ersehnten. Diese Augen suchen aus Naturdrang die Umgebung der Sonne. Versuchte man diese Nackenlinie zu beugen oder zu brechen, so wären auch die Menschen selber gebrochen und entwertet ...

Halt! Ein Stimmchen dringt unter dem Mantel hervor. Der längst unruhige Kleine verlangt gebieterisch die Mutterbrust.

Die Verfolger sind hinter ihnen, aber beide zügeln die Pferde und halten an, ruhig und sicher in jeder ihrer Bewegungen. Der Ritter späht umher. Dort ist eine Felsenmasse, die im Halbkreis Schirm gibt. Ein knorriger, vom Wind verbogener Buchbaum wuchtet daneben. In dieser Nische auf weichem Waldmoos nimm deinen Sitz, junge Mutter, stille dein Kind! Dein Gatte hält Wache.

Mit kurzem Ruck kehrt er sein Pferd um, dem noch unsichtbaren Feinde zu. Klirrend fällt das Visier; der Schild sitzt am Arm; der Stachelspeer wächst wagrecht unter dem Arm hervor.

Inzwischen steigt die Mutter vorsichtig ab und läßt sich zwischen Gras und Stauden nieder. Das Kind schreit mit aller Kraft. Die starke und ruhige Tochter der Burgen und Berge wird nicht ungeduldig. Spräche sie, man vernähme eine tiefe, hallende Stimme, wobei die Muskeln ihres Halses vorquellen würden. Alles an ihr hat einen Zug ins Große und Kühne, selbst jetzt noch, wo sich ein zartes Lächeln über ihr Gesicht zu verbreiten beginnt. Sie hat das lebendige Bündel auf den Knien ausgepackt, sie nestelt an ihrem Busengewand, sie hebt ihres Kindes rosiges Gesichtchen an die Mutterbrust — und der Wald wird still ...

Sonnenschein fließt über das heilige Bild; der Hochwald steht in göttlichem Mittagsfrieden. Ein Ritter, ganz in hartes Eisen ge-

panzert, hält auf dem Sandweg; eine Mutter, ganz Güte und Weichheit, stillt ihr Kind.

Jetzt durchbrechen Stimmen die köstliche Stille. Wüste Stimmen machen sich heran wie ein hungriger, suchender Waldwind; sie setzen wieder aus, sie schwellen an, sie schallen verworren herüber. Die Verfolger!

Die Frau schaut von ihrem immerzu trinkenden Kinde auf und schaut fest ihren Gatten an, durch den die Außenwelt hindurch muß, um zu ihr zu gelangen. Das Pferd des Ritters bewegt horchend die Ohren. Er aber wirft nur kurz und kühl das Wort hin: „Bleib nur!“ Und er reitet vollends hinaus, mitten auf den Weg.

Auf engem Rennstieg, zwischen Hecken und Urwald, braust der verfolgende Troß heran. Der Mut dieser Meute bestand in gegenseitiger Ermunterung. Der Feind floh, der Feind war also feig. Sie prahlten, was sie mit dem Eingeholten beginnen würden; einige führten den Gefangenen in ihrer vorauseilenden Phantasie an Strikken durch die Bauernhöfe der Täler; andere hieben ihn gleich auf der Höhe kurz und klein und ließen ihn am Wege liegen. Und jetzt — — jetzt hält er da lebendig vor ihnen, unbeweglich, mitten auf dem Weg, in Eisen gehüllt, mit Schild und unheimlich angriffsbereitem Speer! Sie prallen zurück, völlig verblüfft und fassungslos über eine so unerhörte Kühnheit.

Endlich löst sich aus dem wirren, beratenden, gaffenden Durcheinander die Gestalt des Führers. Er reitet vor und entfaltet seine Kunst: seine Kunst zu prahlen, zu schimpfen und zu drohen. Er tötet den Ritter mit Worten; er beweist ihm unbarmherzig, daß nunmehr er und sein Weib verloren und vernichtet seien — —

Da, ein Spornstoß des Ritters, ein Vorwärtssprung des turniergeübten Rosses, ein Lanzenkrach — und der Redner liegt zerschmettert am Boden! Die Schar der anderen brüllt auf, drängt sich in erschrockenem Getümmel zurück; ihr Massenmut geht unter in einer ebenso einstimmigen Massenangst.

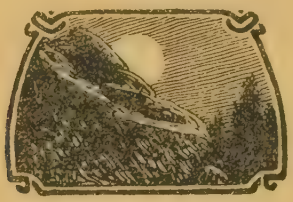
Rasch erhebt sich die Frau, wickelt den befriedigten Sohn und Erben so ausgezeichneten Mutes mit zwei, drei Griffen in den Man-

tel, springt auf — und noch mit halboffener Brust und noch mit vorgehaltenem Schild und Speer setzen in tosendem Galopp die Flüchtlinge den Ritt fort, waldhinab, südwärts ...

Spät erst bricht der Held das Schweigen und lacht unter noch geschlossenem Helm laut auf. Er wirft den Schild auf den Rücken, stößt das Visier auseinander und ruft lachend: „Wie der Schenk aus dem Sattel flog! Das blöde Gesicht! Mitten im Wort! Ein Schimpfwort sollt' es werden — a u f d i c h! Das ward sein Tod!"

Stolz sah er sein Weib an, und stolz-innig erwiderte sie den tiefen Blick. Dank und Liebe flammten aus ihrem Auge, das sich von ihrem Gatten in rascher Gedankenfolge zum Kinde senkte. Dann verlor sich der Frauenblick träumerisch ins Weite mit einem eigentümlichen Lächeln seliger Befriedigung und scheuer Erwartung ferneren Glückes.

Das war der Mann, von dem sie geträumt, als sie noch mit Puppen spielte. Das ist der Mann, mit dem sie nun in Treuen über die ganze Erde reiten wird bis ans Ende der Welt ...



Friedrich der Freudige

Gassen und Gasthöfe von Eisenach waren voll Menschen. Das ließ sich an, als wollte die große Stimmung der Wartburg-Sängerkriege und Hermanns des Freigebigen wiederum in die thüringische Welt Einzug halten. Aber es war über ein Jahrhundert her seit dem Wettkampf im Sängersaal; die Stimmung der Zeit hatte sich geändert.

Es war der 24. April 1322. Der ungewöhnliche Zulauf galt einem künstlerischen Feste. Mit der Kunst hatte sich die Kirche verbündet, die sich auch hier ihres erzieherischen Berufes zu bemächtigen gedachte. Der bedeutungsvolle und in seinen Folgen verhängnisvolle Tag war Sonnabend vor Misericordias Domini, vierzehn Tage nach Ostern. Die Eisenacher Dominikanermönche führten „auf der Rolle" zwischen St. Georgenkirche und Barfüßerkloster vor ungezählten Zuschauern ein geistlich Schauspiel auf: das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Solche Osterfestspiele, verwandt mit den Mysterien, Moralitäten und Autos des ganzen Mittelalters — wovon z. B. noch Calderons „großes Welttheater" einen guten Begriff gibt — knüpften an Volksfeste der naturfrischen Heidenzeit an, etwa an das Winteraustreiben und ähnliche Volksspiele. Nunmehr aber verband man mit dem geistlich geleiteten Schauspiel kirchliche Belehrung,

und ganz besonders zogen Reliquien und Ablaß an, die tags darauf, am Sonntag, ausgestellt und ausgegeben wurden.

Wo war die überschüssige Kraft, die vor hundert und zweihundert Jahren aus allen Löchern und Flicken auch der schäbigsten Kittel und Schuhe durchzubrechen pflegte, wenn das kriegerische Zeitalter zum Kreuzzug auszog und kraftvoll verwildert wieder heimkehrte?

Jene großzügige Verwilderung war zu schwungloser Roheit ermattet. Waren die Verwegenen und Idealisten im Kreuzzug gefallen? Die Kraft war versprüht und mit ihr die ritterliche Zucht. Das Tier im Menschen hatte zu tun, das Edelmenschliche zog sich zurück. Für die Bürger, Kaufleute, Bauern waren die Stegreifritter der kleinen Bergnester eine Landplage, ebenso schlimm wie die häufigen Teuerungen. Zahlreiche kleine Fehden und Händel trugen Mord und Brand und Plünderung von Gau zu Gau. Dazu gesellte sich alle paar Jahre der düstere Gast: der schwarze Tod, die Pest, die 1348 ganz besonders furchtbar hauste.

So war der Werktag freudlos geworden. Darum hatten die Geplagten auch zu einem rechten Sonntag keine Spannkraft mehr. Ein Fürst, der es mit seiner Pflicht ernst nahm, mußte vom Kriegsroß in den Gerichtssessel und vom Gerichtssessel stracks wieder in den noch warmen Sattel zu neuer Fehde. Und ob sich das auch nicht wesentlich unterschied von dem Gepräge vorhergehender Jahrhunderte, so mangelte doch den Derbheiten dieser Zeit eine Hauptsache: Frische, Schwung und Geist.

Nur das Bürgertum der geschlossenen Städte begann sich langsam in die tüchtige Epoche der Reichsstädte und der Hansa umzuwandeln.

Als einflußreichste geistige Macht jener Zeit waren die Dominikaner, die Predigermönche, tätig. Man muß bedenken, daß die damalige Kirche, seit Franz von Assisi und Dominikus verjüngt, alle geistigen Kräfte mit bedeutender Anstrengung aufs neue in sich sammelte, alle Weisheit und Wissenschaft, die sich ja seitdem wieder abgesplittert hat. Die Mystiker jenes Jahrhunderts, die

Dominikaner Johannes Tauler, Heinrich Suso, Meister Eckehart, den unbekannten Verfasser von „Ein teutsch Theologia“, die noch von Luther herzlich geschätzt ward, lauter Männer voll Persönlichkeitsgehalt, darf man als feinste Stimmen des damaligen Geistes betrachten.

Das dogmatische Gerät der Kirche, Ablaß, Fürbitte der Heiligen, Almosenspenden und derlei Hilfsmittel, die einem noch ungeschulten Volke den Weg zu Gott erleichtern sollten, wurden von dieser innerlichen Richtung zwar nicht verworfen. Aber das alles wurde doch als minder wichtig erachtet. Ihrem Gottschauen und Gotterleben war der persönliche seelische Zustand die Hauptsache.

Auf das verhängnisvollste offenbarte sich diese strenge Auffassung im geistlichen Musikschauspiel „von den zehn Jungfrauen“. Der Verfasser war, der sprachlichen Eigenart nach, ein Thüringer. Die theologische Auffassung verrät den Dominikaner, auch wenn man nicht wüßte, daß die Eisenacher Predigermönche — Eisenach hatte außerdem ein Franziskanerkloster — das Spiel am Fuße der Sängerburg veranstaltet haben.

Zu dieser „operia seria“ kam nun auch der bedeutende Landgraf herab, der in so freudloser Zeit den stolzen Namen Friedrich der Freudige führte. Die Zeitgenossen hatten ihn mit dem Namen geehrt um des freudigen Mutes willen, mit dem er in seine vielen Fehden ritt.

Und hier war es, wo der ungebrochene Mann durch ein leider zu hoch gespanntes Spiel bis ins Mark, ja zu Tode getroffen wurde.

* * *

Auf dem Marktplatz drängt sich das Volk. Die Bretterbühne umfaßt die ganze mittelalterliche Welt: Himmel, Erde, Hölle. Ein Fegefeuer, jener Läuterungsort, auf den sich gedankenlose Sünder zu verlassen pflegten, war vielleicht absichtlich nirgends angedeutet. Himmel oder Hölle — entscheide dich, Kind der Erde!

Die Leiter des Stückes waren Mönche; die Darsteller, auch der Frauenrollen, Schüler.

Der Landgraf hat mit seinem Hof Platz genommen; das summende Gewoge der Neugier legt sich; Posaunen hallen in die bunt-unruhige mittelalterliche Volksmenge. Schlichte Musik beginnt, Chorgesang quillt hervor. Christus, Maria und Engel wandeln feierlichen Schrittes über die erste Bühne, die den Himmel andeutet. Im Wechselgesang singen sie das „Testimonium Domini", ein Psalmwort, das mit bedeutungsvoller Warnung das unwandelbare Gottesgesetz ins Gemüt ruft. Christus allein wiederholt in gesprochenem Wort den Leitgedanken und stellt sich so gewissermaßen als Richter vor:

Vor mir ist kein Gott gewesen,
Nach mir wird keiner sein.
Ich bin, ich bin der Herr,
Kein Heiland ist außer mir!

Nach so machtvoller Verkündigung höchster Gewalt, die ihres Eindrucks auf die empfängliche, bedingungslos gläubige Zuschauerschaft nicht verfehlen konnte, nimmt die Himmelsgruppe ihren Platz ein.

Nun sehen wir auf der Mittelbühne, die den Marktplatz einer Stadt andeutet, die „zehn Jungfrauen" auftreten, ihre Lämpchen tragend, geteilt in zwei Halbchöre. Diese fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen sind — nach dem bekannten Gleichnis Matth. 25 — zur Hochzeit des göttlichen Bräutigams geladen. Singend bekennen sie sich zu den vorhin so eindrucksvoll vernommenen Worten, gleichsam in irdischem Widerhall des himmlischen Chores:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden.
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Antwort der Engel hallt diesem Bekenntnis nach: „Amen! Halleluja!"

Damit haben sich die zehn Menschenkinder ausdrücklich dem überirdischen Gerichtshofe unterstellt. Himmel und Erde sind in Verbindung.

An so ahnungsvolle Eröffnung gliedert sich nun sofort die Handlung. Zwei Engel treten vor und gebieten von ihrem himmlischen Standort aus besondere Stille, denn vom lieben Gottessohn Jesus werde Bedeutsames verkündet. Und der Himmelschor singt: „Es war ein Mensch, der machte ein groß Abendmahl." Jesus fährt mit segnend erhobenen Händen im Gesang fort:

Saget den Geladenen:
Siehe, meine Mahlzeit hab' ich bereitet ...
Kommet zur Hochzeit!

Zwei Engel übernehmen den Befehl und tragen ihn auf die Erde. Auf einer Treppe, die Mittel- und Oberbühne verbindet, steigen sie nieder, schon von ferne singend:

Wachet und betet! Umgürtet die Lenden!
Tragt brennende Lampen in euren Händen!

Und zu den Gruppen der Jungfrauen gewendet spricht einer der Engel die deutlichen und ausdrücklichen Einladungsworte:

Euch entbeut vom Himmel der reiche Gott,
Unser Schöpfer, zur Stunde
Gar liebliche Kunde:
Daß ihr alle seiet bereit
Zu seiner großen Hochzeit,
Es sei Tag oder Nacht ...
Es soll sein eine jede Gemeine
Gar keusch und gar reine.
Sie soll tragen gewiß und schlicht
In rechtem Bekenntnis brennendes Licht.
So will Gott, der Bräutigam der Frommen,
Ans Liebe zu euch selber kommen.

Wenn er bereit euch sieht,
Ach wie wohl euch geschieht!
Doch wer die Bereitschaft verzaubert und spart —
Weh ihm, daß er geboren ward!

Man sieht: alles ist wunderbar plastisch; ein Volksspieldichter kann daraus lernen.

Die Himmelsboten haben gesprochen und kehren heim. Alle Jungfrauen stehen staunend und verarbeiten in lebhaftem Gebärdenspiel die vernommene Botschaft.

Rasch ist der Frommen Entschluß gefaßt. Singend geloben sie:

Wir wollen lassen nunmehr,
Worin wir sündigten vorher.
Daß wir, überfallen vom Todestage,
Nit stehn in Angst und Plage,
Nit suchen vergebens Raum zur Buße.
Dir, o Herr, fallen wir zu Fuße:
Erbarm' dich unser, wasch uns rein!
An dir wir sündigten allein!

Die erste der klugen Jungfrauen verstärkt diese Weise in längeren gesprochenen Worten: „Ei, nun wollen wir uns besinnen" ... Und die zweite stimmt freudig bei: „Wohlauf, die Lampen begossen!" Das ist ihr anschaulich zusammengefaßter Entschluß. Sie werden dem ewigen Licht entgegenwandern mit dem eigenen treu gepflegten Lichtlein.

Nicht so die Törichten. Das sind leichtfertige Spötterinnen, diesseitige Genußnaturen, die für solchen fernsichtigen Idealismus wenig übrig haben. Es ist künstlerisch und seelisch fein, daß diese vernünftelnden Zweiflerinnen nicht singen. Die erste Törichte hebt vielmehr gleich zu sprechen an, eine besserwissende Schlange im Paradiese:

Liebe Schwestern, folgt meinen Lehren:
Wir wollen uns an den Rat nit kehren.
Ich will uns einen beßren geben ...
Gottes Gnad' ist so groß und viel,

Daß ich mich fest drauf verlassen will.
Woll'n uns des jungen Lebens freu'n,
Gott wird ja wohl geduldig sein!
Zur Hochzeit kommen wir alle noch! ...
Wir wollen verspielen unsre Leiden,
Wollen uns von diesen Betschwestern scheiden,
Wollen gehen anderswohin ...
Wir kommen wie sie zum Abendmahl
Grad so geschwind!
Schlagt ihre Bitten in den Wind!

Willig stimmt die zweite diesem Leichtsinnsvorschlag bei:

Wollen tanzen und wollen reihen
Mit Pfaffen und mit Laien!
So freun wir uns noch dreißig Jahr',
Bis uns ergraut das helle Haar.
Wenn unser niemand mehr achtet dann,
Seht, so fangen wir ein frommes Leben an.

Tanzend und die Frömmlerinnen verspottend entschwinden die Leichtfertigen in die Gassen der Stadt. Die fünf anderen bleiben in Wehmut zurück. Leis beginnt ihr Gesang:

Selig seid ihr, so euch die Menschen hassen
Und euch verfolgen und schelten euch
Und verwerfen euren Namen
Als einen boshaftigen um des Menschensohns willen.
Freuet euch alsdann und hüpfet,
Denn siehe, euer Lohn ist groß im Himmel!

Der Trostgesang setzt sich fort in Trostworten. Sie bestärken sich im Beharren.

Der nächste Auftritt führt wieder zu den Törichten hinüber. Hier ward jedenfalls der Pantomime viel Spielraum gelassen. Sie tanzen, werfen Spielsteine, schlafen endlich ein. Doch langsam reckt und erhebt sich eine von ihnen, eine Kassandra in nächtlich gefährdeter Stadt. „Wehe über Wehe!" hallt ihr Ruf über die schlummernden Schwestern.

Wie lange wollen wir müßig gehen?!
Wir wissen nit, wann des Bräutigams Zeit!
Wir haben — seht doch — nit bereit
Unser Hochzeitsgerät!
Wer hilft uns, wenn es zu spät?!

Die Schwestern kauern schlaftrunken, ermuntern sich aber allmählich, betrachten ihre erloschenen Lampen — diesen rasch vergeudeten Vorrat an ewigem Lebenslicht — und kommen zur Besinnung. Sie ziehen vor, mit der bisherigen Säumigkeit ein Ende zu machen und die klugen Jungfrauen um Öl zu bitten. Und so wandeln sie flehend hinüber. „Gebt uns von eurem Öle, da unsre Lampen erloschen sind!"

Aber ihre Bitte wird abgewiesen; die Klugen kommen selbst nur knapp mit dem eigenen Vorrat aus. Auch die Krämer, spät aus ihren Häusern herausgeklopft, versagen achselzuckend. Die Angst der lichtlosen Mägde steigt. Aber wieder weiß eine zu beruhigen.

Wenn jene ziehen zum Saal hinein,
So folgen ganz nahe wir hintendrein.
Kommen wir dann hinein durchs Tor,
So stößt man uns nimmer davor.
Wer dann nur den guten Willen hat,
Des Willen nimmt man für die Tat ...
Da uns das Öl nun nit mag werden,
Ei, so setzen wir uns hier auf die Erden,
Ruhen wohl eine gute Weile,
Wir haben ja noch keine große Eile! ...

Leichtsinn siegt: sie verscherzen und verspielen die Zeit!

Und jetzt naht das Verhängnis. Vom Himmel her, von vielen Engeln begleitet, zieht in erhaben-schönem Zuge herab der göttliche Bräutigam. Freudig empfangen den Sohn Gottes die fünf klugen Jungfrauen unter dem bedeutsam, ja furchtbar wiederholten Leitmotiv, das wir zu Anfang vernommen haben:

Es sind die Reiche der Welt
Unsres Herrn und seines Christus worden,
Und er wird regieren
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Unter reichlichen Wechselgesängen, wobei sich Christus und Maria beteiligen, steigen die Seligen empor in den Himmel, wo sie sich zum großen Abendmahl an die Tafel setzen.

Und die Törichten? Die sind so vertieft in ihr Treiben, daß sie den ganzen Vorgang kaum bemerken. Jetzt erst werden sie inne, daß die Klugen fort sind! Sie rennen in den Vordergrund, sie erblicken auf der oberen Bühne das himmlische Mahl, sie sehen die Tore nach oben verschlossen! Da erhebt sich erschütternde Wehklage. Die ganze Wucht der Dichtung liegt auf dem nun folgenden Teil des gefühlstiefen Schauspiels.

Tue auf, o Herr, dein Tor!
Wir gnadenlosen Jungfrauen stehn davor!
Wir bitten dich, lieber Herr, auf den Knieen,
Wollest deine Gnade uns nit entziehen!

Unbarmherzig aber antwortet von oben die Stimme des Heilands, der nunmehr aus einem gütigen Gastherrn zum strengen Richter geworden:

Wer die Zeit der Reue versäumet hat,
Nie Buße für seine Sünden tat —
Kommt der vor mein Tor zu stehen,
Einlaß kann ihm nimmer geschehen.

Wieder Wehklage von unten, diesmal an Maria:

Weil Gott uns Gnade hat versagt,
So bitten wir die reine Magd,
Mutter aller Barmherzigkeit,
Daß sie sich erbarm' über unser Herzeleid!
O bitte deinen Sohn für uns Armen,
Daß er sich über uns wolle erbarmen!

Ihr Flehen wird Gesang; sie liegen ausgestreckt an der Erde und singen:

Jungfrau, Mutter, nimm zu Herzen
Unser Leid und unsre Schmerzen!

Und Maria, die Mutter Gottes, wird von so viel Seelenschmerz bewegt. Zaghaft naht sie sich dem göttlichen Sohne, kniet vor ihm nieder und spricht:

Herr und Sohn, da ich dich gebar,
Weder Palast noch Haus mir war —
Nichts als Armut.
Das litt ich alles dir zu gut.
Ich hatte um dich Sorgen, das ist wahr,
Mehr denn dreiunddreißig Jahr.
Sieh, liebes Kind, das lohne mir:
Erbarme dich der Armen hier!

Christus aber — „Kämst du auch mit allen Engeln überein, so könntet ihr doch keinen Sünder befrein!“ — Christus bleibt unerbittlich.

Hier machen wir Halt. Ist denn das noch mittelalterliche Theologie?! Wie, auch die Fürbitte der Engel und der heiligen Jungfrau vermögen nichts? — Und auch rein menschlich sehen wir des Ergreifenden mehr als genug. Da sind bitterlich weinende Mädchen, deren Schlechtigkeit uns nur andeutungsweise oder sinnbildlich, daher nicht eigentlich abstoßend, bekannt geworden. Ihr Leiden aber und ihre Strafe erleben wir nun in ganzer gegenwärtiger Stärke. Und oben sehen wir triumphierende und fröhliche Jungfrauen, von deren Tugend wir gleichfalls nur sinnbildlich Kunde bekamen. Und so wirken Lohn und Strafe viel zu unmittelbar und heftig. Und vollends Jesus, den Bringer verstehender und verzeihender Liebe, der so groß und gut vor jener todbedrohten Ehebrecherin stand: ihn sehen wir unerbittlich hart.

Schon ist unser religiöses Empfinden bis an die Grenze auf die Probe gestellt. Schließt jetzt euer Spiel! Entlaßt uns mit heilsamer Mahnung — und wir gehen ernst und besinnlich unserer Wege.

Aber der Dominikanerdichter, der unleugbar über dichterische Kraft verfügte, setzte jetzt erst mit der schauerlichsten Wirkung ein.

Eine dritte, jedenfalls tiefliegende Bühne wird lebendig: die Hölle tobt hervor! Die Teufel Luzifer und Beelzebub springen heraus und rufen in den Himmel hinauf: Herre, du gelobtest, daß du recht wollest richten!

Tu's nun, daß die verfluchte Schar
Ohn' Urteil in die Hölle fahr'!

Und der Herr bestätigt die Forderung:

Recht Gerichte soll geschehen,
Die Verfluchten müssen von mir gehen!

Drob freut sich die höllische Sippschaft. Nach einem Zwiegespräch zwischen Himmel und Hölle — wobei Christus mit Zorn feststellt, daß der Teufel es ist, der die armen Jungfrauen verblendet hat: eine geschickte Ablenkung des Dichters! — tauchen die höllischen Gesellen auf der Erdenbühne auf. Noch einmal ergreifende Bitten der Jungfrauen, noch einmal Fußfall Marias — aber Christus bleibt unerweicht. Es klingt wie eine Bußpredigt jener derberen Zeit, wenn nun der Heiland aus den Himmeln ruft:

Geht, ihr Verfluchten an Seel' und an Leibe!
Von mir hinweg ich euch vertreibe.
Geht in das Feuer, das bereitet ist
Dem Teufel und seinem Genist!
Sünder, hinweg von mir!
Trost und Gnade versag' ich dir.
Von meinen Augen dich abkehr',
Mein Antlitz leuchtet dir nimmermehr.
Von meinem Reiche scheide,
Das du zu großem Leide

Aus eigner Schuld verloren hast:
Trage nun selbst der Sünden Last!
Geh hin und Ach und Wehe schrei,
Heil heut' und nimmermehr dir sei!

Mit Ketten klirren die Teufel; die Jungfrauen reißen sich die Kränze vom Haar, zerschlagen die Brust, werden gepackt und gefesselt. Und nun klingt, wuchtig und wortreich, das Stück in langen, langen Klagen aus — in Klagen an die Zuschauer, denen die Teufel die Verfluchten vorführen, in gesprochenen Klagen, und zuletzt, in umfassendem Finale, in wehklagendem Chorgesang, dessen mächtige Strophe an die Nibelungenstrophe erinnert.

Nu hebet sich groß Schreien und Weinen immerdar.
Gott hat uns verfluchet, er stieß uns von sich gar.
Wir haben ihn erzürnet, uns wird nimmer Rat.
Drum laßt euch Lieben unsrer Not erbarmen, wir ziehn
des Kummers Pfad.

So die erste; und der Chor antwortet:

O wehe und o weh!
Daß wir Jesum Christum schauen nimmermeh'!

Und weiter singen sie, einzeln, in großem Umzug, mit dem einen wehen Grundton: „Nu traget alle Leiden, die noch auf Erden sind! Es will uns keine Sühne geben Marien Kind!" Bis die Schlußstrophe hallt:

Ihr Freunde und Verwandten, gebt nur kein Sühngeld her,
Nicht Spenden und nicht Gaben — das alles hilft nicht mehr!
Was man uns Gutes tät, das wäre gar verlor'n.
Der Tod mehr hülfe als ein Seelgerät' — wir han verdienet Gottes Zorn.

Und der Chor antwortet in verhallendem Gesang aus der Tiefe der Hölle:

Drum sind wir ewiglich verlor'n! ...

* * *

So verklang das furchtbare Spiel . . .

Da sprang der Landgraf Friedrich der Freudige von seinem Sessel auf — und mit lauter Stimme rief der erschütterte und vor ratlosem Zorn bebende Fürst auf die Bühne: „Was ist denn alsdann der Christen Glaube, was ist dann unsere Hoffnung, hilft es nichts, daß die Gottesmutter Maria und alle Heiligen Gottes für uns bitten? Wozu dienen wir ihnen denn?! Warum sollen wir sie denn ehren, wenn wir nicht Gnade durch ihre Fürbitten erwerben?!" Und verließ den Platz und ritt in höchster Erregung auf die Wartburg zurück und „war zornig wohl fünf Tage". Und die Gelehrten kamen und konnten den gradsinnigen Fürsten nicht beruhigen, und die Kapläne und Mönche deuteten ihm die Schrift, daß ja das alles erst vom Jüngsten Tage gelte. Es war umsonst. Am fünften Tage traf den erbitterten Recken der Schlag. Halbseitig gelähmt und der Sprache beraubt lag er eines Morgens auf seinem Lager.

Zweiundeinhalb Jahre dauerte das qualvolle Siechtum Friedrichs des Freudlosen. Dann erlöste ihn ein sanfter Tod, am 16. November 1324.

* * *

Friedrich der Freudige! . . . Man hat den Südlandsflug der Hohenstaufen, die sich mit der Kulturwelt des Mittelmeers so hartnäckig auseinandergesetzt haben, viel bewundert und viel gescholten. Landgraf Friedrich der Freudige, der mit herrlicher Ausdauer nur um sein angestammtes Thüringen stritt, war ein letzter Hohenstaufe, ein Enkel des Kaisers Friedrich II., dessen Tochter Margareta Friedrichs Mutter war.

Sonderbar feindseliges Geschick, unbarmherzig wie der Christus dieses Spiels, verfolgte die Staufen und rottete sie aus. Barbarossa war im Kalykadnos ertrunken; Heinrich VI. verwelkte frühe; Philipp von Schwaben ward ermordet; Friedrich II. starb nach gewaltigen und nutzlosen Kämpfen im Sarazenenbezirk, den Deutschen entfremdet; Enzio verkam im Kerker zu Bologna; Konradin auf dem Schafott zu Neapel.

Schon Friedrichs Mutter hatte nur Leid erfahren. Nach fünfjähriger Ehe mußte die junge Landgräfin in einer Juninacht von der Wartburg fliehen, weil sie den Roheiten ihres ehebrecherischen und verschwenderischen Gatten (Albrechts des Entarteten) nicht länger gewachsen war. Sie starb zwei Monde danach an gebrochenem Herzen. Bei ihrem Abschied soll die Mutter ihren Liebling Friedrich so krampfhaft geküßt haben, daß ihm ein Mal in der Wange blieb. Der Volksmund nannte ihn darum auch „Friedrich mit der gebissenen Wange".

Unter solchem Stern stand dieses Hohenstaufen Lebenswerk. Sein erster Feind war der eigene Vater. Diesem galten die frühesten Fehden der verbündeten Söhne. Kaum übersehbare Gefechte, Hinterhalt und Überfall, Gefangenschaft und Loskauf, Verträge und Vertragsbrüche lassen durch Jahrzehnte diese Ritter nicht zur Ruhe kommen. Thüringen ist — wie ganz Deutschland — heillos zerrüttet. Einmal wird Friedrichs Bruder Diezmann in das Wartburgverlies geschleppt; ein andermal gerät der Vater in Gefangenschaft der Söhne. Dann mischt sich der deutsche Schattenkönig in diese inneren Händel, und zwar mit Rechtsgründen: denn der alte Landgraf hat ihm, über die erbberechtigten Söhne hinüber, sein Thüringen verschachert. Raubzüge des Königsheeres werfen Schrecken über Dörfer und Klöster: — bis in blutiger Schlacht bei Luka Friedrich und Diezmann die königlichen Söldner zerschmettern und sich ihr angestammtes Erbrecht erkämpfen. Aber gleich danach wird Diezmann meuchelmörderisch erstochen. Friedrich kämpft allein weiter. Fast unglaublich sind die abenteuerlichen Wechselfälle dieses Heldenlebens. Einmal reitet er nur mit einem Knecht und drei Pferden, als ein Fürst ohne Land, eine Zeitlang über die Heide; um seine gefangenen Ritter zu retten, hat er auf seine Markgrafschaft verzichtet. Ein andermal wird er vom Landgrafen von Brandenburg abgefangen und nach Tangermünde verschleppt. Mit Erfurt, mit Eisenach setzt es Rauferei und Hader. Aber zuletzt darf er, siegreich auf der Wartburg thronend und als alleiniger Herrscher geachtet, nachdem sich der schlaffe Vater nach

Erfurt zurückgezogen hat, sein „Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen“ als Unterschrift unter seine Verfügungen setzen.

Über alledem war Friedrich ein alter Mann geworden. Fünfundsechzig Sommer hatte der Recke hinter sich, als er zu jenem anscheinend harmlosen Festspiel hinunterritt, das man füglich als eine abschließende Dank- und Siegesfeier hätte betrachten sollen. Die Zeitgenossen stimmen überein im Lobe dieses Landgrafen, als eines unerschütterlich tapferen, frommen und gerechten Herrn.

Doch statt einer Jubelfeier empfing den grauen Kämpfer, der zu religiöser Vertiefung wohl nie viel Zeit gehabt, jenes „Ewig verloren“, dem seine Heldennatur erlag.

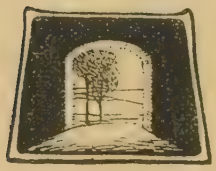
* * *

Dem Mönchlein, das jene dramatische Bußpredigt geschrieben, mag angst und bange worden sein ob der unerwarteten Wirkung seines „Spiels“. Jedenfalls geriet die Handschrift in Vergessenheit, bis sie mehr als 500 Jahre später (1846) zufällig wieder entdeckt wurde. Und so ist uns eine treffliche Urkunde aus dem damaligen geistlichen und künstlerischen Leben Thüringens wieder zugänglich geworden.

Das war nicht mehr der Geist Walthers von der Vogelweide oder des Nibelungenliedes. Einfalt und Vertrauen auf die Seele der Welt, auf die alles durchwehende und belebende Gottheit waren dahin: der Kindersinn großen Stils war dahin.

Seltsam wehmütig klingt daher der sonderbar und unbewußterweise höchst tiefsinnig gewählte Spruch, der auf dem Grabstein Friedrichs des Freudigen zu lesen ist. Auf dem Denkstein dieses dergestalt an Gottes Vaterliebe irre gewordenen Mannes steht — ein Kinderlied, ein schlichter Reim kindlich-guten Vertrauens, den in etwas veränderter Fassung unsere Kinder heute noch beten und singen:

Ich will heint schlafen gehn,
Zwölf Engel sollen mit mir gehn:
Zween zu Häupten, zween zur Seiten,
Zween zu Füßen,
Zween die mich decken,
Zween die mich wecken,
Zween die mich wisen
Zu den himmlischen Paradisen.



Luther und der Teufel*)

Ich hab' ihn wohl versucht, was er für ein Gesell ist. Er hat mir oft so hart zugesetzet, daß ich nicht gewußt habe, ob ich tot oder lebendig sei. Er hat mich auch wohl in Verzweiflung gebracht, daß ich nicht wußte, ob auch ein Gott wäre, und an unsrem lieben Herrn Gott ganz und gar verzagte. Aber mit Gottes Wort hab' ich mich seiner erwehrt.

Luther

Junker Jörg saß vor dem Eichentisch und übersetzte im Evangelium Matthäi, Kapitel 18, die Worte: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!"

Hier hielt er jähen Rucks inne. Er legte mit dumpfem Faustschlag den Schreibkiel auf den Tisch, warf den eckigen Kopf zurück und starrte aus einiger Entfernung das Wort an, das da vor ihm auf dem Papier stund. Eine Stimme hatte ihn angehaucht und in ihn hineingesprochen. Was war das? Und da kam es abermals:

„Das bist du" ...

Stark stieß er den Stuhl zurück und schaute sich um. Aber die kleine Stube mit ihrem Möbelwerk und in ihren Wandlinien stand still und klar beleuchtet im Abendschein. Die Stimme kam nicht von da; die Stimme kam von innen her. Es war ein hohes und hohles, ein heimliches Lachen; dazu tanzten blaue Flämmchen vor seinem inneren Gesichtsfeld. War das ein Rauschen und Flirren

*) Diese Szene, zum großen Teil in das später entstandene Drama aufgenommen, ist eine Vorstudie zu „Luther auf der Wartburg" (zum erstenmal aufgeführt im Stadttheater zu Riga am 31. Oktober 1908).

des Blutes im überfüllten Gehirn? Die Ritterkost war wohl zu schwer. Oder bildeten sich die aufgescheuchten Gedanken des Bibelübersetzers zu Stimmen und Gestalten?

Stimmen genug! Das Zimmer schien voll davon! Und unter dem Geschwirr kam eine Stimme ganz besonders nahe, zum drittenmal:

„Das bist du."

— „Das bin ich nicht, Satan!" schrie Luther laut auf. „Wie wagst du mir zu sagen, daß ich den Kleinen im Gemüt, denen, so einfältigen Herzens sind, Ärger schaffe und Anstoß gebe?!"

— „Du nimmst ihnen die überkommene Autorität" — —

— „Und gebe ihnen dafür die Autorität der Schrift" —

— „Die sie nicht lesen können!"

— „Die ich ihnen übersetze, eben, hier!"

— „Die sie nicht verstehen!"

— „Die ich ihnen deute in meiner Postille!"

— „Die ihnen neuen Buchstabenglauben auflegt!"

— „Holla, Teuflein, wenn ich ihr Gewissen schärfe? Wenn ich ihr Gewissen als Deuter und Berater setze?!"

— „Oh, der subtile Richter! Oh, sieh, ich greif' danach, er ist Gespinst, er ist Luft — ich fass' ihn nicht!"

— „Nein, Beelzebub, den Richter fassest du nicht, sintemal er dein Herr und Todfeind ist! Spotte du — den überwindest du nie!"

— „O du sicherer Mann, hatte die Menschheit vor dir kein Gewissen? Streichst du tausend Jahre aus, hoffärtiger Mönch, und nennst sie schlecht beraten?"

— „Kommst du mir so? Siehe, so hat auch Paulus den Alten Bund schlecht beraten genannt. Aber sagen wir denn, daß jene fromme Kirche schlecht beraten war? Nein, Versucher: sie alle hatten ihre Zeit, heut' aber ist ihre Zeit erfüllt, ihre Wahrheit ist durch schlechte Dolmetscher Fäulnis geworden, ward eine Verwirrung für viele! Drum muß ich wiederum ausgraben das verschüttete, lautre, reine Gottesbrünnlein, wie es uns Jesus Christus

aus dem Fels des ewigen Lebens herausgeschlagen hat, gleich Moses in der Wüste!“

— „Ich und ich und ich — ich Luther — wer bist denn du? Lieber, so zeig' mir doch deinen Schein?!“

— „Ich hab's erlebt! Ich hab's im Gebet erfahren, Gott hat mir's offenbart! Warum sollte Gott nicht mit einem armseligen Mönchlein große Dinge vorhaben? Laß es uns tapfer und verwegen unternehmen! Ist die Sache von Gott, so geht sie herrlich hinaus; ist sie nicht von Gott, sondern nur Luthers Sache, siehe, so wird Martinus Lutherus, Doktor und Magister, hinweggeblasen wie ein welk Blättlein!“

— „Du bist deiner Sache gewaltig sicher, Luther“ —

— „O wär' ich's immer!“

— „Weißt du denn aber so gewiß, daß du der ewigen Verdammnis entrinnest? Weißt du nicht, daß auf dieser Burg ein gar frommer und freudiger Herr zwei Jahre lang gelähmt lag, weil er mich erkannt hat als den Fürsten dieser Welt?“

— „Alsdann kannte jener fromme und freudige Herr die Heilige Schrift nicht! Denn siehe, es steht geschrieben, daß Gott gesandt hat seinen Sohn in dein Reich, Satanas, Sünder selig zu machen — Sünder! Vernimmst du das?! Sogar dich, Satanas, wenn du nicht so ganz und gar ein Tropf wärst!“

— „Luther, Luther, in Euch steckt starker Willen. Auch hat Euch Gott einen haarscharfen Verstand beschert. Ihr könntet ein auserwählt und angenehm Leben führen“ —

— „Heb' dich hinweg!“

— „Nun, Ihr seid zufahrend. Laßt Euch sagen, Herr Doktor: das ist noch ein Restlein Bauernunart, tut's ab, lernt fein vornehm zuhören! ... Also hört: Euch ist nur des Geistes Vorhof bislang bekannt. Sind viel biedre Leutlein in diesem Vorhof, Gott hab' sie selig; ihr Name heißt Biedersinn, Frommheit, Nächstenliebe — und was da sonst das Gesetz verlangt. Aber geht weiter, Luther! Das ist Tugend der Bauern, Hirten und Kohlenbrenner! Gott will die Welt bunter gestaltet sehen. Auch Freude an schöner — — nun,

an schöner Kunst ist löblich Tun. Vielfältig ist die Kunst. Viel Maler und Bildhauer haben sich weidlich bemüht, etwa einen holden — Frauenleib fein rund und weich zu gestalten. Allda hat Theologie keinen Platz mehr. Gott hat den Frauenleib zu einem Kunstwerk erschaffen, damit man in verschwiegener Stille seine Freude daran habe. Verdenkt Ihr den hohen und gelehrten Herren solche Freude? Du polterst wider Dinge, die du unkeusch nennst, weil solche anmutigen Freuden deiner Ungeschlachtheit zu fein sind — du Bauer!"

— „Es steht geschrieben" — —

— „Das spricht nun dein Mund. Ohne Kraft und Ton sprichst du das — aber deine Sinne horchen bereits auf. Luther, komm denn näher, laß dir sagen: Es steht viel geschrieben, aber die Menschheit tut nicht danach. Sprache ist ein Ding für sich, Tun ist ein ander Ding. Es ist schicklich, von vielem nicht zu sprechen: aber die Leute tun's. Und wiederum nehmen sich stattliche Worte gar wohlgekleidet aus, wenn sie durch Staat und Volk spazieren: aber es ist schöner Schall, woran sich die Menschen ein Weilchen ergötzen. Wenn aber das Tun kommt, so tun sie nach Trieb und Gelegenheit. Lern' die Welt kennen, Mönchlein!"

— „O Satan!"

— „Aber halt du nur herzhaft fest dein tönend Wort! Es hat guten Schall, ei, wie Drommete klingt's! Oh, fern sei von mir, daß ich dein Schlachtentrommeln, du frommer Landsknecht, sollte irremachen! Nur: — gib heimlich der Erde, was der Erde gebührt! Hörst du?! Es weiß es ja niemand! Es ist hinter deinem ernsten Wort eine verwegene Seele: es sitzt in dir ein gar lustiger Künstler und Musikus! Freu' dich am leichten Sinn, wenn du müde bist der Bußpredigt! Savonarola war viel, Lorenzo di Medici war auch viel: aber beide zusammen sind der rechte Genius. Hat dir nicht Gott Sinne gegeben?"

— „O Satan, Satan! Ja — Gott hat mir Sinne gegeben — und Willen und Verwegenheit — ich weiß, ich weiß — und mein Herz und Blut ersehnt so gar oft in diesen einsamen Stunden ein

jung fest Weib als meine liebe Hausfrau — Gott hat's erschaffen — ja, aber zur Zucht und Sitte! Und Gott will, daß ich in seinen Dienst stelle alle Kräfte meiner Natur. Du rätst mir falsche, feige, tückische Herrschaft, wie das Raubtier zur Nacht umstreicht und erwürgt und genießt" — —

— „Ist das Raubtier so gar schlimm? Nennt man nicht Löwe und Adler Könige der Tiere? Reizt dich nicht ihr Mut, tapferer Luther, zu solch verwegener Nacht? Das ist Stärke: du überlistest die Dummen und Faulen! Laß dem Tag sein bieder Gesetz, ja verteidige du recht laut sein Gesetz: aber sei noch stärker, gib auch der Nacht ihr Recht! Schau die Größe und Freiheit der erlauchten Nachkommen der Römer: sieh, dem Volke geben sie öffentlich, was sich ziemt; aber sie haben überfließend viel Geist und List: sie wissen zudem mit Anmut zu sündigen. Hei, das nenn' ich Herr sein! Wirf den Mönch ab, tu den Bauer hintan, bist unfrei! Sei kecker Geselle genug, zuzeiten untugendhaft zu sein — aber feinen Geschmackes! Hast du dessen nicht Macht? Oder bist du zu feig? Wie, oder gar zu schwerfälligen Verstandes? Willst wider Untugend schelten, und weißt nicht, wie die artige Magd aussieht?!"

— „O Stimme Gottes in meines Herzens tiefstem Grund — komm hervor! Wo bist du?!"

— „Bin nicht auch ich deine innere Stimme? Ei, merkst du denn nicht, daß auch ich von Gott zu dir ausgesandt bin? Gott ist gar vielfältig. Laß dir das Geheimnis verraten, das nur der reifsten Vernunft offenbart werden darf: auch was ihr Toren ‚Teufel' nennt, ist ein Stücklein von Gott!"

— „O zischende Schlange der Finsternis, du ein Stücklein von Gott?! Von Gott, der da ist das Licht?!"

— „Sahst du je ein Licht ohne Schatten? Luther: ich bin der Schatten Gottes. Licht und Schatten gehören zusammen: beides erhält die Welt, ja, siehe: — beides ist Gott! Auch was die Toren ‚Sünde' nennen, ist Gottes Wille. Luther, es gibt keine Sünde! Luther, auch ich bin Gott, schaffe dir durch mich Macht! Sei Held, greif zu, verachte das Volk, dem du ungedankt

in den Sattel hilfst! Es wird nimmer reiten lernen: fällt auf der andren Seite wieder herunter! Die Klugen, die dich jetzt verachten, werden erstaunen und sagen: Siehe, der Bergmannssohn ist nicht so ungefüg, ist ein gar pfiffiger Geist, hat einen Schelm im Nacken, seht euch vor, dieser Luther ist auch Herr über seine eigenen Satzungen! Er ist Herr sogar über den letzten Zuchtmeister — über das Gewissen! Er ist — wie Gott!"

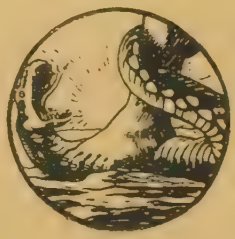
— „Hab' ich dich?!"

Mit dröhnendem Sprung fuhr der gepeinigte Mann empor, so daß der Stuhl zu Boden flog. Er tastete mit hastiger, bebender Hand nach einer Waffe — und bekam im fahlen Dämmerschein das Tintenfaß zwischen die Finger. Er packte zu, schwang, warf — und mit krachender Wucht saß es an der Wand.

„Eritis sicut Deus! So sprachst du Satan im Paradiese! Daran hab' ich dich erkannt, doppelzüngige Schlange! Heut' aber gerät es dir nicht!... Oh, mich irremachen an meinem mühselig heiligen Werk?! Zerbrechen will ich dich, Satan, also ist der Wille Gottes! Stück um Stücklein will ich abzupfen von deiner Finsternis! Ungedankt werben will ich um meines Volkes verfinsterte Seelen, bis diese Erde ganz voll Lichtes ist, ganz voll Gottes! Das walte der Allmächtige, der allein des Zwiespalts Herr ist! Amen!"

Keuchend stand er da und rieb sich wie erwachend die tropfende Stirn.

Hans von Berlepsch, der Schloßhauptmann, trat breiten Schrittes in das Stübchen ein und rief seinen Schützling zum Nachtessen.



Herbstgedanken

Während ich diese Blätter schreibe, fährt die Gewalt eines unwiderstehlichen Herbststurms über das norddeutsche Flachland. Das stößt an unsere Thüringer Berge, das rüttelt an unsern Schieferwänden, blättert den tosenden Forst auf, stäubt das vergilbte Laub wie eine Goldsaat über das erschrockene Land.

Ich betrachte erstaunt diesen immer wieder neuen Verwandlungsvorgang. In weit ausholenden Bogen die Luft durchschneidend, bewegt sich schwerfällig-wuchtig die Wipfelmasse der Fichten, die mit dem Sturm kämpft. Das Ächzen und Brüllen dieser riesigen Schuppenleiber von Helden, die da um den Berg stehen, ist ergreifend. Im Todeskampf reißen sie Felsen aus.

Besonders häufig fallen in solchen Stürmen die Rottannen; sie besitzen keine stämmige Pfahlwurzel, wie etwa die Kiefern. Ihre Wurzelfüße laufen weit über den Berg hin und suchen unmittelbar unter Moos und Nadeldecke Wasser für den Baum, dem sie dienen. Und doch sind das die rechten Sturmsöhne, höhenliebend, wipfelzerzaust; sie halten sich an umklammerten Felsen fest. Oft freilich auch brechen sie an mürben Stellen mannshoch glatt ab, wie man eine Gerte bricht. Ich sehe eine solche sturmzerbrochene Fichte liegen: ihre Krone krachte beim Sturz noch einmal aus-

einander und flog ein Stück weiter den Berg hinunter, Stämmchen einer Schonung zerschmetternd.

Der außerordentlichen Wucht dieses Wetters widersteht nicht Busch noch Baum. Wir Menschen, geübt, so erhabene Vorgänge des Werdens und Vergehens symbolisch zu fassen und das Göttliche „nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, als unbegreifliches Leben, in einzelnen und verwandten Erscheinungen" (Goethe) zu ahnen, jenseits aller Worte zu erleben und das Erlebte armselig in unsrer Sprache wiederzugeben — wir stehen dem Vorgang des Untergehens ins Unbegreifliche ebenso staunend gegenüber wie der Tatsache des Auftauchens aus dem Unbegreiflichen.

Ringsherum Grenzen unseres Erkennens! Eingekapselt sind wir in die Schale unserer fünf Sinne, eingekapselt in Raum und Zeit.

So wandern wir auf einer Scheibe, die auf endlosem und unzugänglichem Meere schwimmt: — wenn rundherum der Rand umwandert ist, so kehren wir an den Ausgangspunkt zurück. Das Rätsel ist ungelöst. Kein Nachen führt hinüber.

Diese Unlösbarkeit — und in der Moral: diese Unerfüllbarkeit — muß ein erschütternd, ein Willen brechend Erlebnis geworden sein. Dann werden wir still. Und im Stillesein verfeinern sich unsre Sinne und vertieft sich unsere Seele. Und eine neue Heiterkeit kehrt zurück; und ein unerschütterlich Allvertrauen wächst.

So kommt auf Pfaden des Gefühls eine neue Kraft: ein kindlich-tiefer Glauben.

* * *

In grauem, schwerem Herbstnebel sind wir vor kurzem den Rennstieg entlang gezogen, von Ruhla bis Oberhof.

Zu Ruhla wurden wir von Schmiedeklängen geweckt, aus unmittelbarer Nähe des Gasthofs. „Landgraf, werde hart!" Es waren kurze, helle Schläge; sie hatten bei dem dicken Nebel, der auf den traulichen Gassen stand, keine Schallweite.

Wir wanderten dann durch den Luthergrund ins Steinbachtal. Der Nebel stand greifbar zwischen den Bäumen. Ein unsichtbar

Wiesenwasser floß unter seinen welken Blättern den Luthergrund hinab. Hier haben sie Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht, an einem Samstagabend im Mai 1521. Es ist rund umher eine harte, trotzige Stille.

„Landgraf, werde hart!"

Wir zogen von Steinbach bergauf, an Rudeln von Wild vorüber, nach dem Rennstieg. In jenen hohen, nebeldurchrauchten Waldungen, auf nassen Grasbüscheln, zwischen triefenden Himbeerhecken, begegnete uns auf tagelanger Wanderung keine Menschenseele.

Und immer: „Landgraf, werde hart!" Das Wort und der Schmiedeklang kamen mir nicht aus dem Ohr.

Das Wort ist an einen Mann gerichtet, der zu weich war gegen Freunde. Der Landgraf machte eine jener visionären Nächte durch, die wir alle einmal kennen lernen: eine Nacht der Umwertung und des Einblicks in die Wesenheit der Menschen. Ein qualvolles Aufgeben von bisher Geliebtem; eine Art Vortod. Am Morgen hatte der Keim zu einem neuen Menschen die Hülle gesprengt.

Fernfahrt oder Einkehr?

Diese Frage steht noch heute neben mir, wie damals in der Kammerberger Gartenhütte. Es ist eine ernste Gestalt mit tiefen, mahnenden Augen. Aber sie ist blasser geworden, sie ward nun eine durchsichtige Lichtgestalt, durch die ich hindurchsehe in die ruhige Wirklichkeit der Dinge.

Denn nähm' ich gleich Flügel der Morgenröte, ich erflöge mir weder Erdenglück noch die Gottheit. Der Kampf zwischen Herz und Welt, zwischen Innen und Außen, zwischen einsamem Gottsuchen und geselliger Erdenliebe, zwischen Einheit und Vielheit — ich maße mir nicht an, ihn zu lösen.

Aber ich glaube ihn erkannt zu haben. Ich habe ihn erlebt und an anderen beobachtet. Und durch diese Klarheit ist ihm der Stachel genommen. Ich weiß auch jetzt zwar nicht, was die Welt im letzten Grunde „ist"; ich fühle nur, wie ich mich halten muß, um ihre Einwirkungen förderlich umzugestalten. Dazu muß ich Einkehr halten. Anders kann ich mich in diesem furchtbaren und wohltätigen Wechselspiel nicht behaupten.

Auch Fernfahrt ist wichtig; aber sie ist mir nur ein Mittel zur Einkehr. Einkehr ist Heimkehr. Heimat aber ist mein innerstes Selbst: der Gottesgeist.

So bin ich wie eine Biene, die alle Buntheit der Blumenwelt liebt und aufsucht, aber um sich Honig und Wachs daraus zu holen. Sie baut mit dem nützlichen Wachs ihre Zelle, mit dem süßen Honig ihren Leib. Bienen sind fliegende Blumen. Sie nehmen den Gehalt der Blumen in sich auf und bauen ihr eigenes Wesen damit.

So sind wir vergeistigte Natur: wir nähren uns von den Dingen der Sichtbarkeit und verwandeln sie in Gedanken, Empfindungen, Entschlüsse — in Unsichtbares. So kann jeder Mensch, wie die Biene, ein Künstler der Tat und ein Dichter des Lebens sein. So können die Raubtierinstinkte in uns zum Friedlichen geleitet werden. Dies Einheimsen und Verwandeln — auch der Schmerzen — schafft Kultur.

* * *

Kunstwerke sind widergespiegelte Zustände des Geistes. Aber auch das Objekt — die sichtbare Schöpfung — ist ein widergespiegelter Zustand des Schöpfers. Deine persönlichen Zustände (Subjekt) und des Schöpfers Zustände (Objekt) in Einklang zu bringen: das ist das Problem des Lebens und der Kunst. Erst

wenn seelisches Erlebnis und sinnliche Beobachtung zusammenwirken, entsteht ein Ganzes.

* * *

Ich spreche viel von Innen, im Gegensatz zur Außenwelt: — „wo" ist denn dies Innen? In unserem Körper? In unserem Gehirn? Christus sagt: Das Reich Gottes ist inwendig „in euch" — was meint er damit? Stand er nicht gleichwohl oft und sprach mit dem „Vater in den Himmeln", sprach also „empor" und „hinaus", scheinbar also von sich hinweg?

Wie vereinigt sich das?

Der Himmel ist kein Raum. Denn der Geist kennt keinen Raum. „Himmel" und „Hölle" sind seelische Zustände. Wir sagen zwar: „in mir" ist ein Zustand, eine Unruhe, eine Ruhe — aber wir meinen mit dem „in" nur einen Gegensatz unseres Ich zur Umwelt. Das „in" ist ebensogut „an" oder „um"; es ist nicht räumlich zu verstehen, es bedeutet nur eine Abgeschlossenheit unseres Zustandes, der sich vermöge einer eingeborenen Kraft trennen kann von der Umwelt.

Darum fragen wir nicht: „Wo ist das Reich Gottes?", denn es liegt nicht da noch dort. Wir richten unser Augenmerk darauf: „Wie tret' ich in den Zustand des Reiches Gottes ein?"

Ruhig werden und stillhalten! Damit der göttliche Wind durch unsere reingestimmten Saiten hindurchharfen kann. Wir machen nicht die großen Gedanken noch das reine Herz: sie wachsen. Sie kommen aus unbekannten Fernen, sie sind Geschenk. Wie lange rang Odysseus um Ithaka! Und schlafend ward er endlich von den Phäaken ans Land getragen.

So ist Einkehr eine Heimkehr in den alles erschaffenden und erhaltenden Geist. Hellseher ziehen sich in Tiefschlaf zurück und schrumpfen in sich hinein: aber um nun mit viel feineren Organen erst recht schauen und erst recht „aus sich heraus" treten zu können. So geht der Atem des Kosmos ein und aus: ein in die Einheit der Gottheit, aus in die Vielheit der Welt. Es ist derselbe Atem.

In solchem Sinne zeigt sich der Meister in der Beschränkung. Goethes „Beschränkung" ist das, was ich hier Einkehr nenne. Ein Entsagen, um zu beherrschen. Wodan hat an Mimirs Quell sein Auge geopfert, um Erkenntnis und mit der Erkenntnis wahre Herrschaft damit zu bezahlen.

* * *

Einst kehrte Wodan, der Himmelsgott, als schlichter „Wanderer", in Sturmhut und blauem Mantel, in die Hütten ein. Unsere Ahnen waren nicht erschrocken über so hohen Geisterbesuch; sie gaben ihm die Hand, grüßten und bewirteten den Gast.

Die Zeit der Götterbesuche ist vorüber. Aber ein hoher Gott wohnt in jedem von uns. Aus manchem leuchtet er stark und gut unter schlechtem Gewand hervor. Streck' ihm erkennend die Hand hin! „Tritt ein, hoher Geist, tritt ein, mein Bruder!" Denn es ist Wodan, der neun windbewegte Nächte am Baum hing, unter bitteren Schmerzen Runen lesend, der im Ringen nach Einsicht sein Auge verlor, Wodan, der so gut wie du weiß, was Schmerz ist.

* * *

Die Meister der Urzeit
Standen auf ihren stillen Gebirgen,
Angestrahlt von der Kraft vertrauter Gestirne.
Den mächtigen, kahlen Patriarchenkopf
Umrandete wie ein Reif das innere Licht,
Das Antwort gab dem andren Lichte der Sterne.
Unhörbar, aus ihrer Urgefühle keuscher Kraft,
Sprachen die Großen empor in die Nacht,
Sprachen die Großen zu Gott:

„Dein ist der Segen reifender Saaten,
Dein die Herde und dein die hangende Frucht;
Dein des Tags verzehrende Sonne
Und die tröstlich darüberfallende Nacht.

Doch unser ist die köstlichste Kraft,
Die du gabst in Fülle der Gnaden:
Unser der Kampf mit diesen Gebirgen,
Mit diesen Gewässern und diesen Wüsten —
Und unser ist der heilige Schmerz.

Denn dein Bote vom Himmel, der heilige Schmerz,
Nicht will er, daß wir erliegen den Lüsten
Des Sterns, auf den du uns ausgesandt:
Drum stachelt er uns, umfliegt den Erwählten
Und ruht nicht, bis wir dir opfern
Die leuchtende Träne:
Diese trägt er empor auf goldner Schale
Zu dir, von dem sie stammt —
Wie alles glühende Licht von dir stammt —
Und du nimmst sie an, ein reinstes Opfer,
Und segnest das tränengeweihte Werk."

So beteten auf ihren Gebirgen
Die Meister der Urzeit.

* * *

Prometheus hängt gefesselt am felsigen Kaukasus, angebunden von der bitteren Notwendigkeit: von „Kraft" und „Gewalt". Ihn zerhackt der Geier des Schmerzes, der Raubvogel des Hasses.

So hängt die gottheitferne Menschheit am verfinsterten Planeten Erde. Prometheus-Menschheit wartet auf seinen Befreier, den Götterſohn — nein doch: den Menschensohn, den wahren Menschen, der seine eingeborene göttliche Kraft zu handhaben weiß wie Herakles seinen Bogen. Einen Pfeil der Liebe sendet der Ankömmling aus — und die Eisesfirn des Hasses schmilzt. Die Ketten der Verzauberung fallen ab, die Kerkerwand wird voll Rosen des Lebens.

Herakles heißt dieser erweckende Menschensohn. Oder Siegfried heißt er oder Parzival oder auch schlechthin „Königssohn", der Dornröschens schlummernd Schloß von Erstarrung löst und zum Blühen bringt.

Dieser Mythus ist ein gewaltig Symbol, hingemalt auf eine weithin sichtbare Wand. Du bist der Prinz! Du bist der Prinz, sobald das Königliche in dir sich aufmacht und die schmachvolle Fesselung sprengt.

* * *

Herbstfrieden breitet seinen Glanz über die beruhigte Welt. Manchmal löst sich hier oben ein Blatt, rein, ruhig, und legt sich hellgelb auf einen dunkelgrünen Tannenbusch.

Unten aber, aus einem Hausdach am Fuße des Berges, dreht sich leicht und leise der Rauch empor, ein feiner, durchsichtiger Duft von zartem Blau. So lösen sich Gedanken aus einem reinen Geiste. Das kräuselt sich und verweilt, das hat keine Eile, denn die ganze weite Welt steht ihm offen, der ganze tiefklare Himmel.

Auch aus manchen Kaminen des nächsten Dörfchens erhebt sich dieser feine Rauch. Aber er verdeckt nicht die Landschaft; er überschleiert das milde Rot der Laubwälder, er bringt eine bläulich-violette Färbung in dies tief entzückende Landschaftsgebilde.

* * *

Vor einigen Birken steht eine Ebereesche mit ihren grellroten Früchten; sie steht unbeweglich unter dem dahinter glimmenden Abendrot.

Dieser Baum ist ein Vorbild. Er trinkt in grader, aufrechter Haltung stolz und still die Abendruhe in sich ein. Nicht das kleinste dieser gezackten Blättchen bewegt sich eigenwillig. Sie gehorchen den Gesetzen der um den Erdball strömenden Luft. Sie handeln nicht: sie sind. „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun: edle mit dem, was sie sind." Aber aus edlem Sein quillt dann ein einheitlich-ruhig Handeln. Es ist Plastik in solchen Menschen.

Dieser Baum steht für sich allein und ist doch verbunden mit der Erde durch Stamm und Wurzeln, mit der Sonne durch die vermittelnde Luft. Er steht an festem Standort — und gehorcht doch kosmischen Gesetzen.

* * *

Leiszitternde Birken, hat euch der Herbst geküßt?
Es rinnt ein Beben schlanke Stengel entlang . . .
Windstill der Hang . . .
Ihr ahnt, daß ihr in Bälde sterben müßt.

Sterben? Doch sterbt ihr schön und unvergrollt:
Ihr habt verwandelt, was euch der Frühling gab,
In zierlich Gold —
Das streut ihr lächelnd nun aufs eigne Grab.

* * *

Plastisch wie jener Baum stehen große Gestalten in der Weltliteratur — Prometheus, Parzival, Odysseus, der Waldschmied Wieland und viele andere. Ist es „Rückschau", wenn wir sie achtend lieben?

Es ist nicht Rückschau: es ist E i n s c h a u. Diese Gestalten sind Symbole für etwas, das in uns lebt oder leben will. Die Welt, in der sie weilen, ist Seelenland. Sie sind nicht Raum noch Zeit: sie sind festgewordene s e e l i s c h e Z u s t ä n d e.

Der gewöhnliche Betrachter dringt durch das historische oder mythische Gewand nicht hindurch. Für ihn sind Namen, Kostüme, Ereignisse, Anekdoten das Wesen der Weltgeschichte; die Geheimlehre darin erschaut er nicht. Diese aber ist ewig. Sie ist immer wieder zu übersetzen in die wechselnden Sprachen und Formen — das ist unser schweres und schönes Amt.

* * *

Lang schon bau' ich an der Wasgaukante
Mir ein Luftschloß, abendüberglüht,
Auch für dich, du immer Unbekannte.

Manches Glück, das mir am Weg geblüht,
Ließ ich weinend: — etwas in mir nannte
Solches Glück vermessen und verfrüht.

Niemals fand ich Zeit zum Glücklichsein.
In mir bitten Stimmen und Gestalten:
„Hilf uns in den lichten Tagesschein!"

Bis mein Werk an diesen Nachtgestalten
Ausgetan, will ich im Blachfeld halten — —
Dann zieh' ich ins hohe Lichtschloß ein.

* * *

Der Gedanke der Opferung und Entsagung — ein hoher und ernster Gedanke. Er ist religiöser Herkunft und wird bestätigt durch die Naturwissenschaft. Kein Werden ohne Raumverdrängung; kein Entstehen ohne Vergehen. Tod und Trennung sind Notwendigkeiten, sind Entwicklungen. Die heitere, freie Jungfrau wird Gattin und Mutter, übernimmt Lasten und Schmerzen: ein Neues soll entstehen, daher die Notwendigkeit des Opfers. Und die Fortgabe der Tochter an den Gatten — eine zweite Geburt und Trennung für die alternde, entsagende Mutter. Doch wieder ein Gewinn in anderem Sinne. Sie macht die Welt bunter und reicher.

Um Geistiges zu gewinnen, entsagst du Sinnlichem und bezahlst mit körperlicher Kraft. Niemand kann zwei Herren dienen: etwas in Besitz nehmen, heißt ihm Kraft und Augenmerk zuwenden, heißt seine seelische Kraft und Liebe darauf sammeln, heißt in dieser bewußten Beschränkung Meister werden. Das andere wird mehr oder minder Opfer.

Hier liegt die Tragik menschlicher Begrenztheit. Auch zwischen Mensch und Menschen: die Tragik des Auseinanderwachsens ...

Ich stand unter solchen Gedanken an Corona Schröters Grab in Ilmenau. Sie vielleicht wäre die berufene Gattin des großen Dichters gewesen. Aber sie war seelisch weniger mächtig als Frau von Stein; sie wurde Opfer und starb abseits. So liegen manche Opfer am Wege der menschlichen Kultur ...

Und doch — — gibt es denn ein Vergessen des Wertvollen oder Bedeutenden, das man je mit ganzem Herzen durchlebt hat? Das man je in seinem Empfinden wahrhaft verarbeitet hat?

Geht das Aufgenommene nicht neue Verbindungen ein? Lebt es nicht unvertilgbar in seinen Wirkungen?

* * *

Treue — — schwerwiegend Wort! Schwerer wiegend als das holde Wort Liebe ...

Treue ist eine feine Sammlungskraft, eine zähe Behaltungskraft — eine Form der schönsten Tugend: der Dankbarkeit. Treue zum Ideal, Treue zum Licht in uns und in andren; Dankbarkeit gegenüber allem, was uns Anlaß gab zur inneren Verarbeitung. Dann erst erhält Liebe höheren Wert, wenn Treue zwei Menschen adelt. Erst dann verlieren sich zwei Menschen, wenn sie nicht mehr dem einst gemeinsamen Ideal Treue halten. Treue zum Ideal — das einigt. Nicht der sinnenhafte Besitz.

Aber das Ideal nimmt hienieden mancherlei Formen an. Auch hier kann Tragik liegen. Doch nicht für freie und große Herzen. Mannigfaltigkeit ist Reichtum und trennt nicht, sondern belebt und erfreut, sofern nur der Urgrund bedeutend durch alle Formen hindurchschimmert und die Gemeinsamkeit der Seelen bestätigt.

* * *

Ich besitze dich doch,
Du mein inneres Glück,
Mein Bergschloß du, mein Königtum,
Ich besitze dich doch!
Stark steht und stolz mein Wald.
Nachtwind schmiedet in Schlägen der Kraft
Den Mondstrahl hart,
Der unter zitternden Tannen
Auf dem Felsenamboß liegt.
In großen Melodien läuft der Wind
Über die ungeheure Einsamkeit
Des Thüringer Waldes.
Und vom Weltall her,
Orgelgewaltig,
Strömt herab und bewußt in mich ein
Die schwellende, wachsende,
Voll mich durchschauernde Liebe der Gottheit!

* * *

Auf den Feldern eines zukünftigen Landes sehe ich Männer schaffen — Gesichter voll Kraft und Anmut.

Unter erhabenen Platanen wandeln Greise: leuchtend ihre Bärte, ihre Augen Glut der inneren Weisheit; ihr Mund voll edler Gespräche.

Und zwischen die weißgewandigen Greise kommen Kinder gelaufen und lassen sich segnen. Sie lachen hell und vielfältig in die ruhigen Stimmen der Alten; sie strecken die Händchen empor zu herabgebeugten Weißbärten. Sie küssen die welken Finger und flattern wieder dahin, aus dem Schatten hinaus auf die weiten, lichtweißen Auen . . .

Dort schlingen Jungfrauen den Reigen — ein farbig Gewirr. Und Frauen sitzen lächelnd am Rain und nähren ihre Kinder.

Da donnern auf ungesattelten Rossen Jünglinge vorüber in die Gluten des Abends, mit wehendem Haar über wehenden Mäh-

nen. Rufe zücken herüber, feuerhell; Heilrufe der winkenden Jungfrauen grüßen zurück. Es ist Friede in diesem Stimmenklang, es ist Kraft darin. Und in diesem ganzen Lebensspiel ist ein schönes Vertrauen. Nichts Unreines entstellt das klare Land ...

Du Land der Liebe, wo bist du? Du Land des schönen Vertrauens, wo dürfen wir dich suchen? Insel der wahren Menschen, auf welchen fernen Wassern haben wir dich verloren?

* * *

Das Problem einer edlen Lebensgemeinschaft ist das Problem des Erdballs. Dies große, schlichte, warme Sichverstehen ist geweisfagt mit dem alten Wort: „Ein Hirt und eine Herde".

Dann wird die Menschheit ein gesundes und klares, von üblen Dünsten gereinigtes Miteinander bilden, kein Widereinander. Sie wird ein Kosmos sein, kein Chaos. Der Strom der Gottheit wird dann unverdüstert durch die Adern des Menschheitskörpers hindurchrinnen. Der Stern Erde wird heller strahlen, denn er ist gesund und rein.

Noch ist dies ein „unsichtbares" Land. Doch lebt es in uns als himmlische Ahnung, die einst sichtbare Tatsache werden soll. Es lebt in Menschen voll Poesie und Religion; es wird durch ihr Leben und Wirken Gewißheit.

* * *

Der Himmel brennt, während ich dies schreibe, unter herbstlichen Abendwolken, die in energischem Stahlblau herüberschimmern über dem düsteren Rot. In abenteuerlichen Formen ziehen die angeglühten Wolken. Ein kühler Wind streicht aus dem Tal empor um die Burg; es ist fröstelnder Abend, und ich bin sehr allein.

Über mancher Seele ist von Kindheit an eine unmerkliche Trauer. Der Grund davon reicht vielleicht in vorgeburtliche Tiefen hinab. Es ist mir, als hätte ich einst, etwa in rohen Raubrittertzeiten, vielen Wehrlosen weh getan. Und diese Gestalten schleichen nun schattenhaft neben mir her durch die kummervolle Nacht.

Animal metaphysicum — es ist in uns Menschen ein jenseitiges Geschöpf, das seine Gesetze jenseits der Physik aus höheren Sphären holt. Wehtun stimmt nicht zu unserem Beruf. Es ist unser erhabenes Vorrecht, Unrecht zu leiden und Gutes zu tun . . .

Ungeheure Größe ist in dieser Herbstnacht. Unter mir ein städtischer Lichterabend; drüben am Himmel ein blasses Gelb, von oben her der wachsende Mond; und dazwischen die bedeutenden und seltsamen Wolkengebilde, jetzt blauschwarz. Das Schicksal geht mit leise rauschender Schleppe durch den großen, stummen Wald und schleift den toten Sommer mit.

Der Gedanke schweigt. Er löst sich auf in erhabene Schönheit.

Westmark

Roman aus dem gegenwärtigen Elsaß
37. Aufl. Preis Mk. 8.50, geb. Mk. 13.–,
geb. ½ Lwd. Mk. 16.–, geb. ½ Franz Mk. 51.50.

Inhalt: Erstes Kapitel: Drei Einsiedler. Zweites Kapitel: Dreierlei Gespräche. Drittes Kapitel: Elsaß und Thüringen. Viertes Kapitel: Ein Nachtgang. Fünftes Kapitel: Zusammenbruch. Sechstes Kapitel: Das Weinberghäuschen. Siebentes Kapitel: Briefe eines Elsässers. Achtes Kapitel: Ein Tag in Straßburg. Neuntes Kapitel: Aus Speckels Tagebuch. Zehntes Kapitel: Das Grab im Birkenwäldchen. Elftes Kapitel: Stille Menschen. Zwölftes Kapitel: Heidelberg.

Dieses neue erzählende Werk schildert die Tragik des jetzigen Elsässertums und ergänzt Lienhards vielgelesene frühere Romane:

Oberlin

Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß
99. Aufl. Preis Mk. 15.50, geb. Mk. 22.50,
geb. ½ Lwd. Mk. 26.–, geb. ½ Franz Mk. 72.–.

Inhalt:

Erstes Buch. Birkenweier
Erstes Kapitel: Der Perlenkranz
Zweites Kapitel: Belisar
Drittes Kapitel: Vom Geistersehen
Viertes Kapitel: Blutstropfen
Fünftes Kapitel: Revolution
Sechstes Kapitel: Die Zeder
Siebentes Kapitel: Humboldt

Zweites Buch. Straßburg
Erstes Kapitel: Die Marseillaise
Zweites Kapitel: Viktors Vaterhaus
Drittes Kapitel: Der Maire von Straß-
Viertes Kapitel: Adelaïde [burg
Fünftes Kapitel: Die Jakobiner
Sechstes Kapitel: Kriegskameraden
Siebentes Kapitel: Vom Grenzland ins
[Hochland

Drittes Buch. Steintal
Erstes Kapitel: Gottesdienst im Steintal
Zweites Kapitel: Religiöse Märtyrer
Drittes Kapitel: Addys Tod
Viertes Kapitel: Lebenswende
Fünftes Kapitel: Leonie
Sechstes Kapitel: Abschied vom Steintal
Siebentes Kapitel: Ausklang in Birkenweier

Der Spielmann

Roman aus der Gegenwart
73. Aufl. M. 13.50, geb. M. 18.–,
geb. ½ Lwd. Mk. 21.—, geb. ½ Franz Mk. 50.–.

Inhalt:

Erster Teil: Fernfahrt
Erstes Kapitel: Der Wanderer
Zweites Kapitel: Titanic
Drittes Kapitel: Die Freundin
Viertes Kapitel: Der Troubadour
Fünftes Kapitel: Lourdes
Sechstes Kapitel: Die Verlobung

Zweiter Teil: Einkehr
Siebentes Kapitel: Der Gralsberg Mont-
Achtes Kapitel: Am Genfer See [serrat
Neuntes Kapitel: Weimar
Zehntes Kapitel: Kaisergespräch auf der
Elftes Kapitel: Elisabeth [Wartburg
Zwölftes Kapitel: Der Gutsherr

Der Einsiedler und sein Volk

Novellen. 18. Aufl. Preis Mk. 12.50, geb. Mk. 17.–, geb. ½ Lwd. Mk. 20.–.

Inhalt:

- Der Einsiedler und sein Volk
- Alsteris Königstraum
- Aus Taulers Tagen
- Das Gastgeschenk
- Die Salbe der Genialität
- Sulima
- Das Geheimnis in Goethes Garten
- Düstre Botschaft
- Schwester Beate
- Schnee

Thüringer Tagebuch

60. Aufl. Preis Mk. 8.–, geb. Mk. 12.50, geb. ½ Lwd. Mk. 15.50, geb. ½ Franz Mk. 50.–.

Inhalt:

Erstes Buch: **Elfenland**

- Gruß an den Thüringer Wald
- Heiliger Hain
- Kickelhahn und Schwalbenstein
- Elfenland
- Irmgards Lachen
- Waldgedanken
- Wetterleuchten

Zweites Buch: **Weimar**

- Nachtgespräch im Park von Weimar
- Weimar und Sanssouci
- Ein Morgengang
- Die vergessene Königin
- Melusine
- Goethes Einsamkeit
- Abendgespräch mit einer Mutter

Drittes Buch: **Wartburg**

- Wartburg-Sonntag
- Der Nibelungendichter
- Die heilige Elisabeth
- Ein Heldenpaar auf dem Rennsteig
- Friedrich der Freudige
- Luther und der Teufel
- Wartburg-Gedanken

Wasgaufahrten

22. Aufl. Preis Mk. 7.50, geb. M. 12.–, geb. ½ Lwd. M. 15.–.

Inhalt:

- Ein Frühlingsgang
- Taubenschlagfelsen
- Heidenstadt
- Michaelskapelle
- Ein Sturmtag auf Hohbarr
- Großgeroldseck
- Hochlandsdorf und andere Lieder
- Eine Mondnacht auf dem Donon
- Odilienberg
- Ein Gespräch
- Hohkönigsburg
- Ein Herbstgang

ooooo Friedrich Lienhards Werke: ooooo

Helden Bilder und Gestalten. 9. Auflage. Preis M. 8.–, geb. M. 12.50, geb. ½ Lwd. M. 15.50.

Inhalt:

Der Dichter	Das wilde Heer	Der Pandurenstein
Taramatvira	Brunhilds Todesfahrt	Tafelgespräch in Sanssouci
Prometheus	Merlin der Königsbarde	Königin Luise
Die Sintflut	Das Trauerlied	Shakespeare und Byron
Moses auf dem Nebo	Widukind	Gordon
Die Kreuzigung	Tauler und der Einsiedler	Ein schottischer Sommertag
Spartacus		Der Dorfschmied

Jugendjahre Erinnerungen. Mit Bildnissen. 12. Aufl. Mk. 10.–, geb. Mk. 15.–, geb. ½ Lwd. Mk. 18.–.

Inhalt:

Einleitung	Das Gymnasialstädtchen	Tagebuch des Studenten
Kindheit	Buchsweiler	Berliner Anfangsjahre
Frühe Last und Liebe	Zwischen Theologie und	Ausklang
Dorfpolitik	Dichtung	

Lebensfrucht Gesammelte Gedichte in einem Band. 7. Auflage. Mk. 7.50, geb. Mk. 12.50, geb. ½ Lwd. Mk. 15.50.

Inhalt:

Heimat	Nordland	Drei Erzählungen	Hochland
Weltstadt	Burenlieder	Kriegsgedichte	Das Kinderland (1–12)

Hochzeit in Schilda Eine Frühlingsdichtung in zehn Gesängen. 3. Auflage der „Schildbürger". Preis Mk. 4.50, geb. Mk. 9.–, geb. ½ Lwd. Mk. 12.–.

Inhalt:

Geleitbrief als Vorwort	Des Kaisers Brief	Die Schulzenwahl
Hirt und Hirtin	Das Reimesuchen	Des Kaisers Empfang
Kaiser und Herzogin	Hirt und Fiedler	Das Rätselraten
Elfenbesuch in Schilda		Einzug und Festmahl

Deutsche Innerlichkeit Spruchkarten mit Lebensworten aus Friedrich Lienhards Werken. 25 Stück in Schutzumschlag Mk. 2.50; bei Bezug einer größeren Anzahl wird eine Preisermäßigung gewährt.

ooo Verlag von Greiner & Pfeiffer · Stuttgart ooo

Dramatische Werke:

Till Eulenspiegel. Narrenspiel in drei Teilen. 5. Auflage. Mk. 19.–, geb. Mk. 23.–

Münchhausen. Lustspiel. 3. Aufl. Mk. 3.–, geb. Mk. 6.–

König Arthur. Trauerspiel. 3. Aufl. M. 3.50, geb. M. 6.50

Gottfried von Straßburg. Schauspiel. 3. Auflage. Mk. 3.50, geb. Mk. 6.50

Odilia. Legende. 2. Auflage. Mk. 3.–, geb. Mk. 6.–

Wieland der Schmied. Dramat. Dichtung. 6. Auflage. Mk. 10.50, geb. Mk. 13.50

Wartburg. Drei dramat. Dichtungen: „Heinrich von Ofterdingen", „Die heilige Elisabeth", „Luther auf der Wartburg". 6. Auflage. Je Mk. 10.–, geb. Mk. 13.–; in einem Band Mk. 23.50, geb. Mk. 28.50

Odysseus auf Ithaka. Dramat. Dichtung. 3. Auflage. Mk. 13.–, geb. Mk. 16.–

Ahasver am Rhein. Trauerspiel. Mk. 3.–, geb. Mk. 6.–

Phidias. Schauspiel. Mk. 4.–, geb. Mk. 7.–

Wege nach Weimar

Beiträge zur Erneuerung des Idealismus

7. Auflage. 6 Bände. Preis des Bandes geb. Mk. 25.–, geb. ½ Lwd. Mk. 28.–.

Inhalt: **Erster Band:** Heinrich von Stein – Emerson. **Zweiter Band:** Shakespeare – Homer. **Dritter Band:** Friedrich der Große. **Vierter Band:** Herder – Jean Paul. **Fünfter Band:** Schiller. **Sechster Band:** Goethe. – Am Schluß jedes Bandes ein reichhaltiges „Tagebuch". – Die Bände enthalten außer dem Hauptlebensbild eine Fülle von Aufsätzen, Tagebuchblättern und Proben aus Werken.

Der Meister der Menschheit

Beiträge zur Beseelung der Gegenwart

3 Bde. Preis des Bandes geb. M. 25.–, ½ Lwd. M. 28.–.

Inhalt: **Erster Band:** Die Abstammung aus dem Licht. **Zweiter Band:** Akropolis – Golgatha – Wartburg. **Dritter Band:** Reichsbeseelung.

Date Due

NOV 2 0 2006			

PRINTED IN U.S.A. CAT. NO. 24 161 BRODART